Das Ehrenbuch der SA



Dem

unbekannten

SA Mann



Das Ehrenbuch der SA

Karl W. H. Koch
Obersturmführer 31/1

Titelbild: Prof. Humer, Düsseldorf

 — Lucasdruck, Wuppertal-Elberfeld



Viktor Lutze, Stabschef der SA

Es ist in der letzten Zeit sehr viel von Helden gesprochen und sehr Schönes über Heldentum geschrieben worden. Die meisten von uns haben wirkliches Heldentum in den letzten Jahren selbst beobachten können. Der Reservist oder Landwehrmann, verheiratet, Frau und Kinder mit ganz kleiner Unterstützung zu Hause, der selbst nur seine karge Löhnung hatte und dann jeden Tag, Monat für Monat, Jahr um Jahr in der Front stand, tagsüber als Posten, nachts bei Wind und Wetter Essen holte, Balken heranschleppte, bis zum Leib in Dreck und Wasser watend, Unterstände aushob, schanzte und dann wieder Posten stand, und dies alles in Dreck und Speck 4 Jahre lang, ohne Aussicht auf Beförderung, ohne Aussicht, es jemals besser zu bekommen, das ist für mich der wirkliche Held des Weltkrieges.
Und hierzu gibt es eine Parallele. Der SA-Mann, verheiratet, mit kleinem Einkommen, der sich Abend für Abend für die Idee und die Bewegung einsetzte, seine Stellung verlor, erwerbslos wurde und kaum wußte, auch nur das Nötigste für seine Familie zusammenzubringen, der sich trotzdem sein braunes Hemd noch selbst anschaffte, ja selbst die Fahrten zu Versammlungsschutz oder Aufmärschen selbst noch bezahlte, zu einer Zeit, als andere tanzten und sich amüsieren konnten, und der immer und immer wieder pünktlich seinen SA-Dienst machte, auch ohne eine Aussicht auf Beförderung oder es je besser zu haben, darüber hinaus aber noch im Dunkeln von Meuchelmördern aufgelauert wurde und immer damit rechnen mußte, daß er angestochen oder angeschossen wurde, auf den von der Polizei, weil er nur irgendein Stückchen Braunes an sich trug, Jagd gemacht wurde und der dann in die Zellen gesperrt wurde und trotzdem immer wieder sich einsetzte, 5, 6, 7, 8, 9 Jahre lang, das ist für mich der Held des Kampfes um die deutsche Freiheit.

Lutze

„Das Ehrenbuch der SA"



Einleitung

Ja, es gibt Menschen in Deutschland, die sagen, nie habe es, da ein Gegner fehlte, eine nationalsozialistische Revolution gegeben.

Was wissen diese Menschen von der SA?

Sie wissen nichts von ihr, der großen Trägerin dieser Revolution. Sie wissen nichts von ihr, weil sie hinter herabgelassenen Rolläden und bürgerlichen Scheuklappen verborgen, nichts sehen wollten von dem Kampf, dem Ringen und der unwiderstehlichen Opferfreudigkeit jener Männer, die einzeln aus dem Dunkel einer wirren, versklavten Zeit hervorstoßend, zusammenflossen gleich den Rinnsalen eines Gebirgsbaches, hervorbrachen mit der reißenden Macht ihres damals mißachteten Führers und mit ihm eins wurden zu dem sieghaften Strom, der dieser Zeit ihr Gepräge gab und der Zeit kommender Geschlechter ihr Gepräge geben wird.

In der SA war nichts von der feigen Zaghaftigkeit jener, die abseits standen, weil sie nichts begriffen und nichts begreifen wollten, die zu jener namenlosen Partei gehörten, die nicht für eine Idee zu sterben vermag. Das aber ist das Entscheidende für die Bewertung der Menschen und teilt sie in zwei große Lager. Die SA entstand aus jenen, deren Herzen bereit waren, für ihre Idee, für die Idee ihrers Führers in den Tod zu gehen.

Sie hat es bewiesen, nicht nur durch die Zahl ihrer Toten und Verwundeten, sondern millionenfach mehr durch die unausgesprochenen Dinge der Verborgenheit und Heimlichkeit, durch die ständige Bereitschaft zur Hingabe des Blutes.

Wißt ihr alle, die ihr die schutzvolle Sicherheit des erfochtenen Sieges in Selbstverständlichkeit genießt, ohne den langen, bitteren und grausamen Weg zu bedenken, der dahinführte, was es heißt, wenn ein junger Mensch, einsam und waffenlos, durch die geheimnisreiche Drohung düsterer Nächte nach Hause geht, immer umlauert von heimtückischen Feinden? Begreift ihr, die ihr allzu rasch zu vergessen geneigt seid, den Mut, den es erfordert, auf diesen Gängen vom Dienst nach Hause in jeder Minute vieler Tage, Monate und Jahre, in jeder Hausnische und in jedem dunklen Torweg, in jedem Winkel und an jeder Straßenecke mit jähem Überfall oder den peitschenden Schüssen der Pistolen rechnen zu müssen?

Kennt ihr die Zusammenstöße an den Arbeitsstellen, auf dem Bau oder in der Fabrik, vor glühenden Öfen oder in den Tiefen der Stollen, am surrenden Schwungrad oder vor kreischenden Sägewerken, wo die Feindschaft mißleiteter Arbeitskameraden, wo die unfreundliche Nachlässigkeit des Nebenmannes die Gefahr der Maschine verhundertfacht?

Habt ihr erlebt, daß euch die Gummiknüppel brutaler Beamten über Kopf und Rücken oder ins Gesicht schlugen, ohne daß ihr euch, obwohl ihr es hättet tun können, wehren durftet, um nicht wahllos und jahrelang den friedlosen Mauern des Kerkers überantwortet zu werden? Habt ihr eine Ahnung allein von der seelischen Not, die es bedeutet, von deutschen Menschen eignen Blutes dafür zu langen Freiheitsstrafen verurteilt zu sein, daß der Kampf für die Freiheit des deutschen Volkes gewagt wurde?

Kennt ihr die erbarmungslose Not des Mannes, der wegen seiner Überzeugung aus seiner Brotstelle entlassen wurde, der seine Familie hungern

und darben weiß, der auf der Wohlfahrt, auf der Stempelstelle und auf dem Arbeitsamt von hämischen Bonzen unter dem Beifall einer haßvollen Menge zurückgestoßen wird und immer wieder mit leeren Händen und hoffnungslos in das Elend einer engen Wohnung zurückzukehren hat, der immer wieder den fragenden Augen der Mutter und seiner Kinder nichts zu bringen hat, als ein verzweifeltes, entnervendes Nein?

Wißt ihr etwas von dem überwindenden harten Mut, der dazu gehört, in rotem Stadtteil aus dem Haustor heraus auf die rote Straße zu treten, von diesem Schritt über die Schwelle, der den SA-Mann zum Freiwild, zur Beute, zum Gegenstand von Haß oder von Spott, von Gelächter oder von hämischer Abfälligkeit machte?

Viele deutsche Menschen wissen nichts von alledem, das der Weg der trotzigen, kämpfenden und hungernden SA war.

Sie wissen aber auch wenig von der tiefen Kameradschaft der SA, von der innerlichsten Verbundenheit, die sie beseelt, von dem hilfsbereiten Eintreten des einen Mannes für den anderen, von dem ungeheuren seelischen Reichtum, der sich daraus entwickelte, der dort, in finsteren Kellerlöchern und schmutzigen Räumen von Kaschemmen und Kneipen oder in schmalen Schlafstellen und dumpfen Hinterhauswohnungen entstand und sich in hellem, beglückendem Licht offenbarte. Und sie empfinden nur schwach, was jedem SA-Mann der Führer bedeutet, welch unbegrenztes, felsenfestes Vertrauen ihm entgegengebracht wird, ein Vertrauen, das hemmungslos und bedingungslos, rein gefühlsmäßig aus dem tiefsten und besten Herzen kommend, den letzten Sinn der Dinge wiedergibt.

Ja, so sind wir SA-Männer stolz und reich geworden. Wir sind reich durch die Zeit, die wir erlebten und die wir jeder einzelne an seiner unbemerkten und kleinen Stelle schmiedeten oder schmieden halfen. Wir sind arm an äußeren Gütern, und wir sind reich an inneren, über die wir niemals

sprachen und über die auf diesen Blättern gesprochen werden soll. Wir sind nicht stolz auf die Taten von uns einzelnen, die wir sie so taten, wie wir sie tun mußten, frei von Eitelkeit und Überheblichkeit.

Nein, wir sind deshalb stolz, weil wir ein dienendes Werkzeug waren, weil wir, gegen den eignen Willen dieses selben Volkes, ihm halfen, den verkannten Weg der Freiheit zu finden, weil wir um seine Seele gerungen haben und weil wir wissen, daß wir, die SA des Führers, ihm eines Tages helfen dürfen und werden, dieses unser Volk, zu dem wir gehören, auf dem schweren Weg der Freiheit weiterzuführen bis zur schimmernden Vollendung.

Karl W. H. Koch

Die Frühzeit

Wißt ihr noch, wie es in den Seelen aller aufrechten deutschen Menschen aussah, als damals, in den ersten Nachkriegsjahren, Monat für Monat verging, ohne daß das Wunder geschah, auf das wir im letzten Schrein des Herzens hofften?

Wißt ihr, was der aufrechte junge Mensch empfand, wenn er auf Fragen, die ihm mehr die unverstandene Bitternis der Zeit als sein Verstand eingab, weder von Vater und Mutter, noch von Lehrer oder Brotherrn eine Antwort erhalten konnte, die seiner dumpfen, oft verzweifelten Sehnsucht Erfüllung bot?

Was der irregeführte Arbeiter gar manches Mal empfand, wenn er klingende Worte in einer kommunistischen oder sozialdemokratischen Versammlung gehört hatte, die zunächst befriedigten, hinterher aber quälende, ermüdende, demütigende, oft haßvolle Zweifel lösten?

Wißt ihr, was viele aus dem riesengroßen Heer der Frontkämpfer bewegte, die nicht hinter die Kulissen sehen und nicht die großen Fragen von Versailler Vertrag und hoher Politik erfassen konnten und die sich entwurzelt vorkamen, als in stillschweigendem Übereinkommen die marxistisch-jüdisch-demokratische Presse mit dem bewußten Willen der Zersetzung und die bürgerliche

Presse aus erbärmlicher Feigheit alles Heroische ihres besten Fronterlebens bespöttelte oder totschwieg?

Und was die Männer von Freikorps und Grenzschutz fühlten, wenn sie, verachtet als Landsknechte und Abenteurer, sich bei ihren Kämpfen um entdeutschte Erde im Angesicht eines grausamen Todes die bange Frage vorlegten, was wird aus diesem Deutschland, für das wir ringen, das uns gehört und das doch der Spielball fremder Mächte und der Tummelplatz artfremder Menschen ist?

Wißt ihr noch, wie zerrissen, besudelt und beschämt sich auch mancher erwerbslose Geistesarbeiter vorkam, wenn er unter dem Druck der unseligen Geister jener Zeit mit leerer Seele fror und nichts mehr begriff, weil seine Ideale als deutscher Mensch zertrümmert und seine gewohnten Kreise in ängstlichem Spießertum erstickt waren?

Wißt ihr, was es hieß, als aufrechter deutscher Mensch zu allen Opfern bereit zu sein und sie nicht bringen zu können, weil sie nutzlos waren, oder weil da nichts mehr war, was Gelegenheit zu einem Opfer gab, oder was ein Opfer wert war?

Die ungestillte, treibende Sehnsucht dieser suchenden, aufrechten deutschen Menschen ergab den Drang nach bedingungslosem Einsatz des eigenen Lebens und schuf die uneingeschränkte Bereitschaft zum Opfertod für die erlösende Idee. —

Diese Bereitschaft war in einer Handvoll von Männern, von Kämpfernaturen, die sich um den Führer schlossen, als er nach schwerem Ringen um die Seelen deutscher Volksgenossen in der ersten großen Versammlung im Hofbräuhaus in München am 24. Februar 1920 jenen entscheidenden Erfolg hatte, der mit dem Verlesen des Parteiprogramms Tausende von denen aufhorchen ließ, die als Feinde gekommen waren, und der wie ein Funke hinausflog in das Land.

Der Verlauf dieser Versammlung wie der späteren, die bei weitem überwiegend von politisch linksgerichteten Kreisen besucht waren, bewies die Notwendigkeit, neben die geistigen Waffen des Führers die entschlossenen Fäuste von harten Männern jener Bereitschaft zu stellen, die von sich aus, ohne Aufforderung oder Befehl, ihr Amt übernahmen, weil es ihnen Erfüllung war.

Es waren Junge und Alte, es waren Frontsoldaten, Freikorpskämpfer und Männer, die niemals eine Schußwaffe in der Hand gehabt hatten, aber eines beseelte sie gemeinsam und gleichmäßig: Die Bereitschaft bis zum letzten.

Diese Bereitschaft war die seelische Vorbedingung für die Geburtsstunde der SA, aus dieser Bereitschaft wuchsen harte Taten, aus den unverzagten Taten der kleinen Ordnertruppe entwickelte sich die SA, auch wenn die Bezeichnung Sturm-Abteilung erst später geprägt wurde, als ein Ereignis besonderer Art eingetreten war. —

Die Herrschaft der Marxisten mit ihrem Bonzentum, dem sogenannte nationale Kreise sich eifrig beugten, die elende Kriecherei vor dem Ausland und die selbstzerfleischende Erfüllungspolitik, die zunehmende Inflation und fortschreitende Verelendung des Volkes, das Versagen der Arbeitsgemeinschaft völkischer Verbände aus Furcht vor den letzten Folgerungen — das alles hatte eine Gesamtlage geschaffen, die unerträglich war.

Nur der Führer nebst seinen engsten Vertrauten hatte den Mut der rückhaltlosen Erkenntnis.

Er veranstaltete eine Welle von Versammlungen. Die Jugend, marxistische Arbeiter und viele Frontsoldaten strömten ihm zu. Wie ein Erwachen ging es durch Menschen, die jeden Glauben verloren hatten und die nun, ermüdet von inhaltlosen Versprechungen und billigen Phrasen ihrer Parteipolitiker, plötzlich aufhorchten, als sie Worte hörten, die voller leidenschaft-

licher Überzeugung andere Wege wiesen; Worte, die nichts von Kompromissen und zahmen Rücksichten wissen wollten, die unversöhnlich in ihren Forderungen waren und dabei, schlicht und verständlich in Sinn und Ausdruck, unmittelbar zum Herzen des Arbeiters sprachen.

Die Versammlungen des Führers, die die Arbeitermassen in immer größerem Umfang anlockten, riefen die roten Bonzen auf den Plan. Sie, denen ihre guten Stellungen und reichlichen Einkünfte längst zum Endzweck ihres politischen Handelns geworden waren, bekamen es mit der Sorge um ihre Zukunft zu tun. Ein Abflauen ihres Einflusses machte sich bemerkbar, ein Auflehnen gegen ihre pazifistischen, internationalen Irrlehren setzte ein, und Tausende ihrer Anhänger strömten unter die jungen, verheißungsvollen Fahnen des Nationalsozialismus, dessen Bezeichnung als Arbeiterpartei den Bonzen ein Einbruch in ihre Domäne war.

Noch fühlten sie sich stark. Sie hatten eine bestimmte Anhängerschaft, die aus materiellen Gründen an sie gebunden war. Sie riefen Belegschaften zusammen, auf die sie sich verlassen konnten, sie riefen auf zum Kampf, und sie beabsichtigten, die nationalsozialistische Gefahr mit einem festen Schlage, durch Terror schlimmster Art, gründlich und endgültig zu beseitigen, als der Führer eine Versammlung auf den 4. November 1921 ins Hofbräuhaus einberufen hatte.

Sie ließen den großen Saal frühzeitig durch ihre Anhänger besetzen. Er wurde lange vor Eröffnung der Versammlung bereits polizeilich gesperrt.

Die nationalsozialistische Ordnertruppe war als Schutzabteilung mit 46 Köpfen im Saal. Sie trug teils feldgraue Uniformen, teils Windjacken, teils Zivil, gemeinsam war nur die Hakenkreuzbinde um den Oberarm. Sie schien ein verlorenes Häuflein inmitten der Tausende von Besuchern, worunter 600—800 Mann als Rollkommando der Marxisten saßen.

Wie Gewitterschwüle machte es sich breit, als der Führer mit dem Versammlungsleiter Esser erschien. Die Ruhe vor dem Sturm hielt unheimlich lange an.

Der Führer sprach, angestarrt von scheuen und doch haßerfüllten Blicken seiner Gegner und nur manchmal unterbrochen durch Zwischenrufe, die den Zweck der Störung hatten. Fast schien es, als ob niemand wagte, zu Gewalttätigkeiten überzugehen, während die leidenschaftlichen Ausführungen voller Überzeugungskraft durch den weiten Saal klangen und die Herzen der meisten der Besucher in ihren Bann schlugen.

Es war eine gewaltige Nervenprobe für die Ordnertruppe, diese langen Stunden in dichtem Rauch und sich steigernder Spannung auszuhalten, währnd die Roten Maß nach Maß tranken, bis sie dann plötzlich und schlagartig mit ihrem Angriff einsetzten.

Der Führer stand in der rechten Saalmitte und näherte sich dem Ende seiner Ausführungen, als es nahezu zehn Uhr geworden war.

Jähe Pfiffe und Rufe. Ein Maßkrug flog von der gegenüberliegenden Seite her und zerschellte, haarscharf am Kopf vorbeifliegend, an der Wand hinter dem Führer. Ein ungeheurer Tumult warf sich auf, Wutgeheul der Männer und Geschrei von Frauen ging unter im Lärm der tobenden Saalschlacht. Was als Wurfgeschoß oder Schlagwaffe dienen konnte, wurde benutzt, Maßkrüge, die systematisch gesammelt worden waren, Beine und Lehnen von rasch zerbrochenen Stühlen oder auch ganze Stühle. Von der Theke her krachten Schüsse, auf den Führer gezielt. Die Wellen der roten Angreifer brandeten um die schwache Ordnertruppe, die am Platz des Redners stand, die sich im wilden Handgemenge wehrte und die die zahlreichen Gegner immer wieder zurückschlug. Andere Ordner, die im Saal verteilt waren, kamen ihr zu Hilfe, stürzten sich in den

wütenden Kampf, kamen bedrängten Kameraden zum Beistand. Mit ungeheurer Bravour schlugen sich die Ordner.

Das hatten die Roten nicht erwartet. Sie sahen sich trotz ihrer Überzahl aus der Rolle des Angreifers in die des Verteidigers gedrängt und sahen sich von ihren eigenen Führern verlassen, die sofort das Hasenpanier ergriffen hatten.

Schon flogen etliche die Treppe hinunter. Gruppen der Ordner rasten durch den Saal, größtenteils mit Wunden bedeckt und blutig.

Zahlreiche Verletzte lagen stöhnend neben und unter umgestürzten Tischen inmitten von Scherben und Trümmern. Menschen drängten verzweifelt nach dem Ausgang, der endlich freigegeben wurde. Der Widerstand der letzten Roten in einer Saalecke wurde gebrochen, die letzten ihrer Anhänger flogen oder flohen hinaus, und die Polizei kam.

Aufatmend und freudig erregt sammelte sich die Ordnertruppe, außer ihr war nur noch eine geringe Zahl von erschütterten Besuchern im Saal, der ein Bild irrsinniger Zerstörung bot.

Der Versammlungsleiter Hermann Esser ergriff das Wort, als ob nichts geschehen wäre: „Die Versammlung geht weiter."

Der Führer sprach seine Schlußworte, und die Versammlung wurde beendet.

Die Ordnertruppe hatte ihre entscheidende Probe bestanden. Ihr Geist, der Geist der Bereitschaft bis zur letzten, opferfreudigen Hingabe, war stärker gewesen als die vielfache Übermacht der Roten. Mit der ganzen Kraft ihrer geistigen Überlegenheit hatte sie sich geschlagen, wundervoll geschlagen; sie hatte dem blutigen Terror des Marxismus die harte Faust des deutschen Arbeiters entgegengesetzt, der für die Idee seines Führers nicht nur zu kämpfen bereit ist, sondern auch zu kämpfen vermag. Sie

hatte den Glauben der roten Bonzen, die Kraft der nationalsozialistischen Idee mit einem Schlag und ein für allemal zu brechen, jäh und gründlich zerstört, und sie hatte sich gleichzeitig derart in Respekt gesetzt, daß so leicht niemand mehr mit ihr anzubinden wagte.

Auf dem Nachhauseweg von dieser denkwürdigen Versammlung am 4. November 1921 geschah es, daß irgend jemand, ohne daß man heute feststellen kann, wer es war, das Wort Sturm-Abteilung als Bezeichnung für den Saalschutz der Ordnertruppe prägte, die sich in so unwiderstehlicher Tapferkeit und Aufopferung geschlagen hatte.

So, aus diesem Geist heraus, entstand die stolze Benennung SA. Und dieser Geist hat die SA immer begleitet und wird immer mit ihr sein. Solange er mit ihr ist, ist sie unbesiegbar. —

Entwicklung bis Koburg

Die SA war entstanden. Der Führer hatte ihre Bezeichnung Sturmabteilung wenige Tage nach dem Kampf im Hofbräuhaus anerkannt. Sie war als Saalschutz ein fester Begriff geworden, der etwas war und etwas gab.

Er war Anreiz zwingender Art für den Geist revolutionärer Nationalsozialisten, und er hatte durch die besonderen Begleiterscheinungen seiner Entstehung von vornherein ein ganz bestimmtes Gepräge. Er war ganz anders als eine Truppe oder ein Wehrverband.

Er war anders, weil er sofort eine Tradition hatte, eine Tradition, die darin bestand, daß die Überzeugung, für eine Idee und im Geiste des Führers zu kämpfen, auch bei schwächeren Kräften unwiderstehlich macht und zum Siege führt.

Die SA wurde nicht ausgebildet, um dann, nach vollendeter Ausbildung, zu kämpfen. Sie kam mitten in den Kampf hinein, um sich auszubilden. Sie war dauernd körperlichen und wirtschaftlichen Gefahren ausgesetzt, sie war ständig unter dem Druck des Spottes der öffentlichen Meinung, der Mißachtung und des Gelächters. Man sah auf sie herab. Sie hatte den revolutionären Nimbus, der den Bürger, Spießer, Reaktionär und Philister

einen Bogen um sie machen ließ. Sie bestand von Anfang an zum allergrößten Teil aus Proleten, die sich nicht jeden Tag in die Badewanne setzen, einen neuen Kragen umbinden oder rasieren können, und sie war stolz hierauf. Sie war arm, einfach und schlicht, sie bestand aus Männern und Jungen aus dem werktätigen Volk und, soweit Arbeiter des Kopfes bei ihr waren, handelte es sich um Männer, die mit dem Volke verbunden waren, die sich mit ihm verstanden, die sich nicht scheuten, eine rissige, schwielige Arbeiterfaust zu drücken oder aus dem Glase des Erwerbslosen mitzutrinken, und die die gleichen unversöhnlichen und kompromißlosen Ziele hatten.

Es war da ein ganz bestimmter seelischer und geistiger Rahmen, in den jeder hineinpassen mußte. Mancher vermochte es nicht. Er ging sehr bald, um nicht wiederzukommen. Der Geist der SA war niemals erlernbar, ebensowenig wie der Sinn des Nationalsozialismus. Er muß im Menschen drinstecken. Gewiß, es kann Mißverständnisse geben, es können Hemmungen vorhanden sein. Erziehung und Umgebung können den Menschen verbildet, ihn von seinem eigentlichen Kern hinweg auf ein anderes Gleise geschoben haben. Der Sohn eines Millionärs, in Luxus aufgewachsen, wird sich ebensoschwer in den Geist der SA hineinfinden, wie das unterernährte Proletarierkind, das zwischen Ringvereinen und Verbrechern groß geworden ist und von Jugend auf zu Diebstählen erzogen wurde.

Aber eine Basis muß da sein. Etwas Gemeinsames. Ein inneres Band.

Es ist das tiefinnerlichste Menschtum, das entscheidet, der Sinn für die Gemeinschaft, die Gabe, sich restlos einzusetzen.

Die junge SA hatte ausreichend Gelegenheit, ihren Geist zu erproben. Sie wuchs schnell mit dem inneren und äußeren Ausbau der nationalsozialistischen Bewegung. Das Münchener Beispiel wirkte auf andere

Städte. Die Propagandafahrten mit wehenden Hakenkreuzfahnen in die engere und weitere Umgebung Münchens, über die Grenzen Bayerns nach Norden und selbst nach Süden ins österreichische Land hinein wirkten und warben besser als Worte und Flugblätter oder Zeitungen.

Unsere Fahne ist revolutionär. Sie hebt die Menschen, die sie zuerst flattern sehen, fast gewaltsam aus ihrem inneren Milieu heraus, sie packt sie mit jedem Griff am Herzen. Nie können sie sich ihr auf diese oder jene Weise entziehen. Sie macht sie aufnahmebereit, und sie können nicht anders, sie müssen sie lieben oder scheuen, fürchten oder hassen, immer aber sind sie beeindruckt.

Unsere Fahnen, teilweise noch alte Fahnen mit dem aufreizenden Hakenkreuz, mit der jungen SA zusammen, wenn das Tuch im Winde knatterte und die Männer begeisterte und begeisternde Lieder auf ratterndem Lastwagen sangen, mußten um so mehr Eindruck machen, als die Zeit des Jahres 1922 angefüllt war mit der gärenden Stimmung von nahenden Ereignissen, die zur Entladung kommen mußten.

Der deutsche Mensch war unruhig, war aufgewühlt, sah und erlebte unbegreifliche Dinge, verstand nicht mehr, was vor sich ging. Er fühlte sich entwurzelt, feststehender Glaube, Anschauungen, die er sein ganzes Leben lang als unverrückbar angesehen hatte, zerstoben wie Spreu im Winde. Neue, unfaßliche Dogmen wurden gepredigt. Der Feind stand in deutschem Land, der militärische am Rhein und im deutschen Ostland, der rassische und geistige in Gestalt von Söhnen Israels und Sendlingen Moskaus in Regierung, Wirtschaft und den Städten deutscher Kultur und Kunst. Dazu kamen die Parteien, organisierte, sichtbare Parteien und jene Cliquen, Gruppen und Mächte, die, meist unerkennbar, hinter den Kulissen die Drähte zogen. Der Gegensatz zwischen Norden und Süden verstärkte sich, und die Inflation

Nr. 1 Ausmarsch der SA-Hundertschaften, München 1922

Nr. 2 Propagandamarsch einer SA-Hundertschaft 1922

Nr. 3 Stoßtrupp Hitler vor der Abfahrt zum „Deutschen Tag“ nach Bayreuth 1923

Nr. 4 „Deutscher Tag“, Nürnberg 1923

nahm bereits ein Tempo an, das jedes Rechenexempel unmöglich machte.

Trotzdem oder gerade deshalb wuchs die SA organisch und selbstverständlich. Sie legte noch keinen Wert auf einheitliche Kleidung, ihre Taten waren ihr wichtiger als das Gewand, in dem sie ausgeführt wurden. Oft genug sah sie mehr als verwegen aus, glich äußerlich eher einer Räuberbande als der straffen Organisation, die sie im Begriffe war, zu werden.

Sie entwickelte sich zu Hundertschaften. Das einzige Gleichmäßige war die Armbinde mit dem Hakenkreuz auf weißem Feld und die Nummer der Hundertschaft. Sie erprobte ihre Fäuste bei Versammlungen auf den Fahrten ins freie Land, wenn die Roten mucksten oder mit Überfall und Angriff vorgingen. Sie schmolz gerade dadurch zu engster Kameradschaft zusammen, daß jeder sich auf den andern verlassen mußte, daß stets jeder für den andern eintreten mußte.

Sie bestand die nächste große Probe in Koburg im Oktober 1922, als der deutsche Tag dort angesetzt worden war. Die NSDAP nahm teil und riß die Führung an sich. Zum erstenmal kam fast die gesamte SA zusammen. Bayern, Hannover und Württemberg, Halle und andere Städte Mitteldeutschlands waren vertreten.

Den völkischen Verbänden, die in Gemeinschaft mit der NSDAP zum deutschen Tag aufgefordert hatten, fehlte trotz der Betonung des Völkischen der revolutionäre Schwung. In Koburg, wie auch vorher und nachher, gingen sie bis an die Tat heran, ohne sie zu tun. Ängstlich versuchten sie, Zusammenstöße mit den marxistischen Gewerkschaften, die von auswärts Zuzug erhalten hatten, auf Kosten des eigenen Ansehens zu vermeiden. In bürgerlicher Mentalität waren sie verkrustet.

Der Führer erkannte, worum es ging, als er die schon am Bahnhof aufgebotenen Massen erblickte. Nachgeben? Nein! Nie! Nun erst recht.

War damals im Hofbräuhaus in erbitterter Saalschlacht gezeigt worden, daß da, wo eine nationalsozialistische Versammlung tagt, die andern nichts zu sagen haben und, wenn sie terrorisieren wollen, durch die Faust belehrt und in ihre Schranken zurückgewiesen werden müssen, so mußte hier, auf der Straße, eindringlich gezeigt und dargetan werden, daß die SA da, wo sie marschieren will, auch dann marschiert, wenn es den Rollkommandos der Marxisten nicht paßt. Ob Saal oder Straße, das Recht auf Selbstbehauptung weist immer nur einen Weg, den Weg der größeren Gewalt, gegen große Vergewaltigung. Terror kann nur durch Terror gebrochen werden, niemals durch sittsame, zahme Proteste.

Mitten hinein in die geifernde, johlende, brüllende, tobende Menschenmasse marschieren die Hundertschaften der SA mit wehenden Fahnen. Mit eiserner Ruhe marschiert sie, bahnt sich in straffer Marschkolonne ihren Weg. Die Musik spielt, beiderseitig geschützt von den Männern einer Hundertschaft. Unaufhörlich spielt die Musik, zwingend und aufpeitschend.

Vor dem Koburger Hofbräu sperrt die Polizei die Straße ab. Die SA biegt durch das Tor hinein und sammelt sich. Nach kurzem Aufenthalt und zündenden Worten des Führers geht es weiter. Heraus aus dem Tor schwenkt die SA.

Zuerst steht die Menge der Roten wie erstarrt, wagt nicht, etwas zu unternehmen, dann geht es los.

Die ersten Steine fliegen. Drohend recken sie die Arme mit Knüppeln, Stöcken und anderen Waffen. Männer brüllen drohend, Weiber kreischen hysterisch Schimpfworte in blindem Haß. Die ersten, ernstlichen Tätlichkeiten ereignen sich. Die Polizei ist machtlos. Die Hundertschaft am Ende des Zuges, die schon vorher, auf dem Marsch vom Bahnhof zum Hofbräu einen schweren Stand gehabt hatte, gerät in wütendes Handgemenge, in

schwere und blutige Kämpfe mit den drängenden Marxisten. Vorne ist die Straße verstopft, der Zug beginnt sich zu stauen.

Es wird Zeit.

Der Befehl zur Säuberung der Straße wird gegeben. SA-Männer spritzen aus der Kolonne heraus, stürzen sich in dichte Haufen der Roten an den gefährdetsten Stellen. Die Hundertschaft am Ende macht kehrt und greift entschlossen an. Viele SA-Männer bluten von Steinwürfen und Schlag- und Schußverletzungen. Erbittert und erbost packen sie zu. Ein Fuhrwerk, das zur Störung der Kolonne hineingeschickt wurde, wird umgedreht. Der bösartige Kutscher erhält die verdiente Abreibung. Zielbewußt und stoßartig geht die SA vor. Der rote Mob weicht zurück, erschüttert und geschlagen von der Tatkraft der Männer. Er flieht, die Straße ist frei.

Die Musik spielt immer noch, jäh ändert sich das Bild der Straße. Fenster öffnen sich, zustimmende Rufe ertönen. Der Bürger von Koburg — wir wollen seine spontan bejahende Einstellung nicht zu hoch einschätzen — winkt der SA zu. Es geht ein Aufatmen durch die Stadt, die unter marxistischem Terror und Mißwirtschaft des Systems seufzte. Die Bevölkerung merkte, es gibt da, in diesem verwirrten Deutschland, doch noch etwas anderes als Weimar, es gibt einen Willen und einen Weg des Widerstandes, es gibt noch Menschen in Deutschland, die gewillt und befähigt sind, den Kampf nicht zu scheuen, sich nicht vergewaltigen und sich nicht auf der Straße anspucken zu lassen. Es gibt Männer, die, auch wenn in der Minderheit, die harte Faust und Unbeugsamkeit gegen Hieb und Stich, Schlag und Schuß setzen, weil ein eherner, einheitlicher Geist sie beherrscht und leitet.

Auf dem Weitermarsch fast unbelästigt, erreicht die SA ihr Quartier am Rande der Stadt, richtet sich ein und läßt sich, soweit notwendig, ver-

binden. Auch etliche der verletzten Gegner erscheinen, sie werden behandelt, Unterhaltungen mit ihnen spinnen sich an, locken andere herbei. Es ist damals schon immer dasselbe, was in Erfahrung gebracht wird.

Wir sind Monarchisten, Arbeitermörder, Feinde des Volkes, Gegner des Achtstundentages.

Mancher Gegner wird überzeugt, da er Menschlichkeit und Verständnis bei denen findet, gegen die seine Bonzen, Parteisekretäre und — selbst tagszuvor noch in Koburg mit jüdischem Gelde bezahlten — Verführer ihn aufgehetzt hatten. Koburger Arbeiter sehen, daß ihnen in der SA schlichte deutsche Arbeiter gegenüberstehen, Männer, die wie sie selbst am Schraubstock und an der Drehbank beschäftigt sind oder das Elend der Erwerbslosigkeit empfinden, die hinter dem Pfluge gehen oder Steine karren wie sie, Männer, die in einfachen Ausdrucksformen ihre Sprache, die Sprache des Volkes sprechen und die genau so denken wie sie selbst.

Ein Angriff der Roten auf das Hauptquartier in den Frühstunden der Nacht wird abgeschlagen. Vereinzelte Kämpfe mit Schußwaffen finden in der Abgeschiedenheit der Umgebung noch statt. Teilweise erbittert und sehr blutig. Jedoch die große Gewaltkundgebung, die als Gegenaktion von den Roten auf den nächsten Tag angesetzt war und zu der weitere Verstärkungen aus der näheren und weiteren Umgebung Koburgs heranbefohlen waren, verläuft im Sande. Die Straße war erobert, vom Terror befreit.

Der Marsch der SA zur Feste Koburg in den ersten Mittagsstunden des Sonntags verläuft ohne Störung. Wuchtig und siegreich marschiert die SA vor ihren Führer.

Mit berechtigtem Stolz auf die beiden Tage in Koburg verließ sie die Stadt, ließ sich in ihre Standorte verladen, fuhr sie froh zurück nach München

und anderen Städten. Das Hakenkreuz der SA hatte in die Front der Roten ebenso eine erhebliche Bresche geschlagen wie in die Feigheit, vorsichtige Überlegung und vornehme Zurückhaltung bürgerlicher Kreise und Verbände.

Die gesamte marxistisch-jüdisch-demokratische Presse verfiel in ein Zetern von Haß und Ohnmacht. Die wahnsinnigsten Lügenmeldungen wurden verbreitet. Nichts war dumm und gemein genug, um nicht berichtet zu werden. Die gesamte SA war eine einzige Mörderbande, die Koburgs friedliche Arbeiterbevölkerung blutrünstig überfiel.

Aber Deutschland horchte trotzdem auf.

Menschen, die seelisch und geistig noch nicht erstickt waren in Materialismus und moderner Sachlichkeit, die trotz der Verzweiflung der Zeit noch irgendwie einen Resonnanzboden für den Sinn der entschlossenen Tat hatten und die über die Enge der Bürgerlichkeit hinaus denken konnten, erkannten, daß hier etwas war, um das und mit dem gemeinsam zu kämpfen sich lohnte.

Hell und steil heben sich die nationalsozialistische Bewegung des Führers und seine SA als bestimmende Faktoren aus der gesamten völkischen Bewegung heraus. Hier pulsierte lebendiges, revolutionäres Blut, das heiß durch die Adern lief, das Schwung hatte und Schwung verlieh, das deutsches, lebenswarmes Blut war.

Der Klang der Tage von Koburg und der Taten der SA drang weithin. Er drang in die getarnten Schreibstuben von Wehrverbänden, die sich in seltsamen, weltfremden, ja fantastischen Plänen erschöpften, er drang in Reste jener Freikorps, deren vielfach reaktionäre Führerschaft den Kontakt mit dem lebendigen deutschen Volke längst verloren hatte, er drang in Fabriken, auf das Land hinaus und in die Hörsäle von Universitäten, Hochschulen und Schulen. Er rief einen Widerhall in vielen Herzen hervor, die plötzlich, über Nacht, zu der Erkenntnis kamen, daß sie Irrwege gegangen

waren, die nur in eine tiefere Hoffnungslosigkeit hineinführen konnten. Und auch bedeutende, intellektuelle Persönlichkeiten erkannten, daß der entschlossene Schritt der harten SA die äußere Ausdrucksform, die zwingend notwendige Ausdrucksform einer Bewegung war, die unaufhaltsam sein mußte, weil sie den besten Kern des deutschen Volkes zu erfassen begann und weil sie fanatisch und ohne jedes Zugeständnis ihren eignen Weg ging.

Starker Zustrom setzte ein. Der gewonnene Kampf um die roten Straßen Koburgs trug seine Früchte. Die einheitliche Kleidung der SA in Windjacke, Schimütze und Koppel wurde durchgeführt. Ein starker Stock war ihre Waffe. Die Zusammenfassung der Hundertschaften in größere Verbände wurde vorbereitet. Der Führer entwarf die Standarte mit der aufreizenden Inschrift „Deutschland erwache", dem Kampfruf der SA, der sie immer wieder begeisterte und unter dem sie ihre späteren Siege erfocht.

Als dann in der Novemberversammlung des Jahres 1922 die vaterländischen Verbände zusammentraten, um ihre Absichten und Ziele zu stärken und zu betonen, da war der Führer der Mann, dem uneingeschränkte Anerkennung gezollt wurde.

Täuschen wir uns nicht: Gleichzeitig erkannten die Gegner, ob in Regierungsstellen oder nicht, ob im Süden oder Norden Deutschlands, ob reaktionär, bürgerlich oder marxistisch, ob im Ausland oder Inland, ob offen oder versteckt den Wühlmäusen gleich, daß hier für ihre dunklen Ziele eine Gefahr entstand, die sie unterschätzt hatten.

So entstanden Schatten und Wolken, die den frischen Schritt der SA begleiteten und sie im neuen Jahr, dem ereignisreichen Jahr 1923, in schwere und blutige Not hineinführten.

1923

Es ist hier nicht der Platz, auf die Gesamtlage näher einzugehen, wie sie in innen- und außenpolitischer Hinsicht zu Beginn des Jahres 1923 bestand. Es ist jedoch notwendig, sie soweit zu schildern, als die Entwicklung und Tätigkeit der SA unter ihrem Einfluß stand.

Darüber hinaus mag es angebracht erscheinen, eine knappe Schilderung der bestimmenden Einflüsse zu geben, da wir Älteren, die wir jene Zeit durchlebt haben, meist allzu rasch zu vergessen geneigt sind, und da die Jungen, die damals noch nicht flügge waren, die Schwierigkeiten nicht kennen können oder aber unterschätzen, die sich auf dem Wege des Führers und seiner SA erhoben.

Es war eine Zeit der allerstärksten, geradezu explosiven Spannung, die durch die Ruhrbesetzung fast zur Unerträglichkeit gesteigert wurde. Der Einbruch fremder, vielfach farbiger Truppen in deutsches Land, mitten in jenem Zustand, den Pazifisten, Marxisten und Bürger in unfaßlicher Verblendung als Frieden zu bezeichnen wagten, der es freilich normalerweise hätte sein sollen, kostete uns Opfer an Blut, die einsame Männer und harmlose Arbeiter in tragischer Verkettung zu bringen hatten.

Innenpolitisch wirkte gerade in Bayern noch das um die Mitte des

Jahres 1922 entstandene Gesetz zum Schutz der Novemberrepublik und verschärfte den Gegensatz zwischen Süden und Norden. Von außen her entfachte der Freiheitskampf der Türkei in den Herzen aufrechter Deutscher die tiefe Sehnsucht nach ähnlich geschlossener und einmütiger Abwehr, wie sie dort in Kleinasien unter einer starken Hand entstanden war. Und der Erfolg des italienischen Faschismus belebte den Wunsch in vielen Deutschen, an Stelle eines verseuchten Parlamentarismus eine straffe, unbeirrbare Führung großzügiger Prägung zu haben.

Als Berlin sich zu der Bildung einer Einheitsfront und zum passiven Widerstand gegen den Ruhreinbruch entschloß, konnten damit nur Phantasten und Spießer einverstanden sein. Für überlegene Politiker war es von vornherein klar, daß eine Einheitsfront mit Marxisten und Demokraten zu dieser bedeutsamen Zeit die Schwächung der völkischen Freiheitserhebung hervorrufen, die Sabotage der natürlichen außenpolitischen Ziele vorbereiten würde und daß durch passiven Widerstand der unmöglichen Einheitsfront niemals die Vernichtungsziele der eingebrochenen Truppen der westlichen Gegner ins Schwanken gebracht werden könnten.

Trotzdem, wenn es sich auch um eine Parole handelte, die aussichtslos sein mußte, so klammerten sich doch die Schwachen an sie wie an einen Strohhalm der Ertrinkende, und andere, die ihre Fäden spannen, nutzten sie aus.

In den vaterländischen Verbänden entstand denn auch Verwirrung, geschürt von der bayerischen Volkspartei, die mit großer Sorge den wachsenden Einfluß der NSDAP erkannt hatte.

Für diese stand zunächst ihr Parteitag auf dem Spiel, den sie auf den 27. und 28. Januar einberufen hatte.

Nr. 5 SA-Abordnung zur Fahnenweihe des Bundes „Oberland" 1923

Nr. 6 SA = „Oberland" in München 1923

Nr. 7 Kranzniederlegung der SA auf dem Ehrenfriedhof in W.-Elberfeld 1924 (Im Vordergrund der Obergruppenführer Lutze)

Nr. 8 1925 in Starnberg bei München

Auf Grund des verhängten Ausnahmezustandes versuchte die bayerische Regierung an Hand von bösartig ausgestreuten Putschgerüchten, die mit dem Parteitag verbundenen Versammlungen zu verbieten, bis durch schwierige Verhandlungen, bei denen die bayerische Reichswehrführung die NSDAP unterstützte, die Widerstände gebrochen waren. Es war klar, daß man da, wo Soldaten zu bestimmen hatten, jeden Kampfverband in dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung freudig begrüßte, um die Waffenfront nach außen gestärkt zu wissen.

Der Parteitag verlief, ganz wie der Führer es zugesagt hatte, in musterhafter Disziplin und ohne jene Zusammenstöße mit Polizei und Reichswehr, die schürende, bösartige Schwätzer vorausgesagt hatten.

Die SA marschierte mit frohem Herzen.

Am Samstag fanden mehrere Massenversammlungen mit ausgesprochen großem Erfolg statt. Am Sonntag war der Tag der SA.

Tausende von Kämpfern traten auf dem Marsfeld an, sie standen bei bitterer Kälte im Schnee und empfingen ihre Standarten, die der Führer weihte. In München wurden zum erstenmal die neuen Feldzeichen gezeigt, die die SA mit ungeheurer Begeisterung übernommen hatte.

Um diese Zeit, nach der Vergewaltigung des Ruhrgebiets durch brutale Waffengewalt, war es selbstverständlich, daß trotz des in Bayern verhängten Ausnahmezustandes, trotz der in Berlin gebildeten Einheitsfront und trotz des proklamierten passiven Widerstandes alle aktiven Naturen eine aktive Gegenwehr im tiefsten Herzen wünschen mußten.

Dieser Wunsch trat bei der Reichswehr ebenso in Erscheinung wie in der SA und den gesunden Teilen der Wehrverbände. Nur Pazifisten und Vaterlandsverräter konnten eine andere Einstellung haben, jeder gesunde, nicht angekränkelte und nicht in eigennützigen Zielen erstarrte deutsche Mensch

mußte von dem glühenden Drang beseelt sein, der Waffengewalt mit Waffengewalt zu begegnen und für des Vaterlandes Befreiung sein Blut zu opfern, hatten doch die Jahre nach 1918 zur Genüge bewiesen, wohin sklavische Unterwerfung führt.

Daß die politisch gemeinsame, große Linie fehlte, daß reaktionäre Bestrebungen und die Pläne der bayerischen Volkspartei von vornherein Keile in die natürliche soldatische Erhebung trieben, war das Verhängnis, zumal die Berliner Parole der Einheitsfront infolge ihrer Zusammensetzung aus durchaus gegensätzlichen Parteien gegen jede entschlossene Tat war und statt dessen in verzichtender Passivität machte, die — außer den Opfern an Blut und Menschenleben — unzählige Hunderte von Millionen an Volksvermögen kostete.

Bayern als Staat der erwachenden Nation konnte unter diesen Umständen die Aufgabe, die ihm das Schicksal vorgezeichnet zu haben schien, nicht erfüllen, obwohl schon im Januar die Reichsflagge und die Organisation Niederbayern auf die Seite des Führers getreten waren und obwohl dieser Zusammenschluß im Februar 1923 durch Oberland und die vaterländischen Vereine erweitert wurde.

Bestes Soldatentum war in der SA, als Hauptmann Göring sie damals übernommen hatte und Oberleutnant Brückner das Regiment München führte. Sie bekam einen unverkennbaren Auftrieb, sie wuchs unter dem Einfluß der hohen Ziele, die in naher Zukunft lockten, und sie entwickelte sich durch regelmäßige Übungen zu einer Truppe, die im Ernstfall zweifellos leistungsfähig gewesen wäre. Gemeinsam mit der bayerischen Reichswehr und den genannten, angeschlossenen Verbänden bildete sie einen Machtfaktor, der von erheblicher Bedeutung war, zumal sie nicht nur soldatischen, sondern auch revolutionären Schwung hatte.

Indessen verfiel die bayerische Staatsregierung immer mehr der bayerischen Volkspartei.

Als SA und Wehrverbände im März im Forstenrieder Park und im April in der Fröttmaninger Heide größere Übungen mit ausgesprochenem Erfolg abgehalten hatten, als immer klarer wurde, daß der Führer die politische Überlegenheit hatte, und als sich herausstellte, daß die Arbeitsgemeinschaft vaterländischer Verbände, die unser Stabschef damals schuf, in zunehmendem Maße von nationalsozialistischem Geist durchdrungen werde, stellte sich die bayerische Volkspartei erneut in noch schärfere Abwehrstellung gegen den Führer.

Hier, wie so oft in der unseligen Geschichte des deutschen Parteiwesens, wurden Parteiziele der Endzweck von Parteimachenschaften, wurde die eindeutige, tatkräftige Linie, die das Wohl des Vaterlandes verlangte, durch die Eigennützigkeit und Schamlosigkeit des Parteiklüngels von Anfang an bekämpft und verwässert.

Die Furcht vor dem Nationalsozialismus war in diesen Kreisen stärker als die Liebe zum Vaterland. Und die Absicht des Führers, zunächst Bayern zum bewußt nationalen deutschen Staat zu machen und von hier ausgehend den Kampf um Deutschlands Befreiung in innen- und außenpolitischer Richtung zu führen, war den dunklen Plänen jener Mächte eine Gefahr, die sie mit allen Machtmitteln, mit Intrigen, mit Wort und Schrift bekämpften. Unterstützt wurden sie unter anderem durch die Absichten der Reichsregierung, sowohl den Führer wie auch einige Leiter von vaterländischen Verbänden vor den Reichsgerichtshof nach Leipzig zu zitieren.

Die Pläne, selbst durch die Trennung von Norddeutschland und besonders von Preußen auf der Mainlinie und durch die Vereinigung mit Österreich die eigne Selbständigkeit und die eigene Macht zu erhalten und

hierbei Frankreichs Hilfe zu benutzen, gehören zu den seltsamsten Verirrungen jener Zeitperiode, die an sich auserwählt schien, durch entschlossene und eindeutige Handlung, diktiert von der Not des Volkes und der Notwendigkeit eines Ausweges, zu einer kraftvollen inneren Einigung Deutschlands zu führen.

Wie war es damals?

Hier die weitgehende Macht einer hämischen marxistischen und kommunistischen Presse, die ihren Geifer über jede Handlung und jede Äußerung der NSDAP ausspritzte, dort die bayerische Volkspartei mit ihren heimlichen Schleichwegen, darüber eine Reichsregierung, die den wildesten, unfähigsten und verhängnisvollsten Einflüssen jüdisch-demokratischer Richtung unterlegen war, dazu die Angst der Reaktion, aus ihrer — in der Passivität nicht einflußlosen — Stellung durch die junge, klare und schwungvolle nationalsozialistische Bewegung verdrängt und ihrer wertvollen Anhänger beraubt zu werden, das alles hatte zu Verhältnissen geführt, die der Gipfel von geistiger Verwirrung und vaterlandsloser Gesinnung waren. Sie drohten, einen Zustand zu schaffen, in dem die besten geistigen Kräfte des besten deutschen Menschentums versickerten, zumal diesem ja so gut wie keine weitverbreitete Presse zur Verfügung stand.

Von diesen inneren Zusammenhängen war den Männern der SA wenig bekannt. Getragen von der Inbrunst ihrer Verehrung des Führers bildete sie sich aus. Sie hoffte mit der starken Sehnsucht alter und junger Soldaten auf den Befreiungskrieg nach innen und außen, sie lebte in Armut und Kameradschaft, und sie war von dem wirksamen Schlagwort vom Marsch auf Berlin begeistert. Die Ausbildung mit der Waffe stählte ihr Selbstbewußtsein und den Glauben an die eigne Kraft, war es doch nach der demütigenden

und feigen Entwaffnung und Auflösung der Einwohnerwehr das erstemal, daß die SA militärische Geräte in die Hand bekam.

Daß dann, unter diesen ganzen Umständen, mit dem Feind innerhalb der Reichsgrenzen in friedlichem Land, der erste Mai zu einer riesigen Demonstration internationaler, pazifistischer Richtung von seiten der Sozialdemokraten, der Unabhängigen und der Kommunisten benutzt werden sollte, daß Sowjetfahnen durch die Straßen der bayerischen Hauptstadt getragen werden sollten, während an Rhein und Ruhr deutsche Arbeiter sinnlos und grundlos niedergeschossen wurden, während die separatistische Bewegung zur Schaffung einer rheinischen Republik immer frecher wurde, das war die unerhörteste Provokation, die erdacht werden konnte. Daß die bayerische Regierung die Erlaubnis zum Aufmarsch der Roten gegeben hatte, war tiefe Schmach.

War es verwunderlich, daß heißer Zorn die aktiven vaterländischen Verbände erfaßte? Daß SA, Reichsflagge und Freikorps Oberland die Waffen in die Hand nahmen, um München gegen den marxistischen Spuk und den marxistischen Schlag ins Gesicht jedes national empfindenden Deutschen zu schützen?

Es wurde erreicht, daß der rote Marsch durch München unterblieb.

Beschämend und zugleich lehrreich war, daß die meisten der sogenannten Kampfverbände bürgerlicher Richtung feige Bedenken hatten, es hart auf hart gehen zu lassen. Die Scheidung der Fronten, die klare Erkenntnis, auf wen Verlaß sei und auf wen nicht, war das einzige Plus des Tages.

Es hatte zur Folge, daß SA, Reichsflagge und Oberland starken Zuzug bekamen. Wer von frischer Jugend und erprobtem Frontsoldatentum innerlich bereit war, sich wirklich bis zum letzten einzusetzen, scharte sich um die

Fahnen dieser Verbände. Hätten dem Führer damals wirksame Propagandamittel zur Verfügung gestanden, so wäre sehr wahrscheinlich eine ganz andere Entwicklung eingetreten, als das Jahr 1923 sie schließlich brachte.

Es muß einmal eindeutig festgestellt und gesagt werden: Alles, was mit der SA und den angeschlossenen Verbänden zu tun hatte, wurde in der übelsten Weise besudelt. Jede Handlung wurde in den Dreck gezogen und entstellt oder totgeschwiegen. Es gab Millionen guter Deutscher, die von der tatsächlichen Einstellung unserer Kämpfer wie auch von der nationalsozialistischen Bewegung keine oder kaum eine Ahnung hatten. Die freiheitlichen und völkischen Ziele der Bewegung wurden von allen roten Zeitungen als kapitalistisch und reaktionär oder monarchisch hingestellt, von der bürgerlichen Presse unterdrückt oder als ungesunde Verwirrung der Geister im besten Falle geduldet, von der gesamten Reaktion verschiedenster Schattierung als revolutionär auf das bitterste befehdet und von der demokratischen Presse Israels besonders dadurch mit Jauche begossen, daß man das Leben der führenden Persönlichkeiten in infamer, verlogener Weise einer zersetzenden Kritik unterzog, um damit das Vertrauen innerhalb der Bewegung zu zerstören.

Der Tod in der Golzheimer Heide am 26. Mai des Jahres 1923 schien ein Fanal, das in jäher Flamme auflodern werde. Es schien ein Fanal des Aufbruchs. Es verlöschte in der Stumpfheit und der Selbstsucht der Bürger, im Haß der Marxisten, im Hochmut der Reaktion, im satten Pazifismus der Demokratie.

Trotzdem: Eine Reihe von Ereignissen hob die Freiheitsbewegung der Kämpfer erneut aus dem Sumpf der Gegner.

Da war das große Turnfest in München im Juli, dessen jubelnder Marsch durch die Arnulfstraße von der Polizei niedergeknüppelt wurde. Da war

der deutsche Tag in Nürnberg, der die Bildung des Kampfbundes mit dem Führer an der Spitze zur Folge hatte und der der marschierenden SA die freudige Aufnahme durch die Bevölkerung einbrachte. Und dann war der deutsche Tag in Augsburg im September, an dem sich immer stärker herausschälte, daß die deutsche Befreiung von München her erfolgen müsse und werde.

An diesen Tagen marschierte die SA, erfüllt von der sicheren und reißenden Hoffnung auf die kommenden Taten. Die Begeisterung der Bevölkerung, der Aufruhr der Herzen und die überzeugende Empfindung des nahen Aufstiegs schürten das heilige Feuer, das in den Seelen der Männer und Führer der SA brannte. Die freudige Zustimmung, die in plötzlichem Ausbruch auch Kreise erfaßte, die bisher abseits standen, die Gewißheit, daß bedeutende Teile der Reichswehr sich ganz offen zu den Gedanken, Plänen und Zielen des Führers bekannten, und die Tatsache, daß sich darüber hinaus in den Kasernen ein durchaus kameradschaftliches, vertrautes und freundschaftliches Verhältnis zu Mannschaften und Offizieren entwickelte, waren Momente, die in der SA eine kräftige Sicherheit entstehen ließen und die die Führer der aktiven Verbände in jeder Weise dazu berechtigten, eine geschlossene Front gebildet zu sehen.

Das, was damals in München und großen Teilen Bayerns vor sich ging und in vielen Gegenden Deutschlands mit innerster Freude begrüßt wurde, ist später ganz zu Unrecht als eine schwache, unbedeutende und forcierte Aktion etlicher weltfremder Heißsporne hingestellt worden. Die Männer, die offene Gesichter gesehen und zahlreiche Beweise innerster Übereinstimmung mit maßgeblichen Kreisen von Reichswehr, Polizei und Regierung empfangen hatten, wurden vollkommen fälschlicherweise verdächtigt, von

sich aus auf einen lächerlichen Putsch hingearbeitet zu haben. Reinen Herzens konnten und mußten sie erwarten, daß die steigende Welle vaterländischen Empfindens jene Machenschaften, Quertreibereien und Bedenken hinwegspülen werde, zu denen alle jene neigen und immer neigen werden, die nicht für eine Idee zu sterben vermögen und die selbst in der größten Zeit nur an selbstsüchtigen Nutzen denken.

Denn die Flut der Erkenntnis stieg, mochte auch nach jedem Anwachsen ein neuer Schlag von den Gegnern geführt werden, wie es beispielsweise nach dem Tag von Augsburg dadurch geschah, daß Ende September 14 geplante Massenversammlungen des Führers schlankweg untersagt wurden. Immer waren da, gleich im ewigen Kampf des Lichtgottes Baldur, finstere Mächte, die unermüdlich am Werke waren, als ob nichts anderes erstrebenswert gewesen wäre als die Sabotage der deutschen Freiheitserhebung.

Der in jener Zeit eingesetzte Generalstaatskommissar für Bayern fand Unterstützung in den sogenannten nationalen Kreisen. In erschütternder Verblendung und beängstigender Beschränktheit sehen sie in seiner Vogel-Strauß-Politik bedeutende Taten.

So kam es, daß die Reichsflagge von der Freiheitsbewegung abfiel.

Aber das war nur scheinbar ein Erfolg für den Generalstaatskommissar; denn als Folge des Abfalls sammelte unser heutiger Stabschef alle Mitglieder von Südbayern in der Reichskriegsflagge. Auch hier ergab sich die Scheidung der Geister. Und aus der beabsichtigten Schwächung wurde eine Stärkung; denn die Aktivisten fanden sich in der neuen Organisation noch straffer und entschlossener zusammen. Die Spreu schied sich vom Weizen.

Schon im Oktober stand fest, daß das rollende Rad nicht mehr aufzuhalten war. Gereinigt und stark standen die Kräfte vereinigt, die in natürlicher Auslese berufen waren. Mochte da verhandelt und intrigiert werden,

Nr. 9 Beerdigung Pöhners im Münchener Waldfriedhof am 16. April 1925
(Im Hintergrund die erſte uniformierte SS)

Nr. 10 Gautag 1926 in Starnberg bei München (z. Z. des Redeverbots für Hitler)

Nr. 11 Aufmarsch der SA 1925

Nr. 12 Propaganda der SA 1925

mochten Reisen von und nach Berlin zu bestimmten, oft nicht durchsichtigen Zwecken gemacht werden, mochte der Bruch zwischen Bayern und dem Reich weiter oder enger werden, mochte das Spiel der bayerischen Volkspartei wie das der Marxisten — einig insofern, als es sich gegen die Lawine der völkischen Bewegung zu stemmen versuchte — weitergeführt werden — die Tatsache hob sich unverrückbar heraus, daß SA, Oberland und Reichskriegsflagge in enger Bindung mit der bayerischen Reichswehr und Teilen der Landespolizei zu marschieren entschlossen waren.

Die Tat stand vor der Tür.

Sie mußte geschehen. —

Appelle der Truppen, — die Massenversammlung vom 30. Oktober im Zirkus Krone, bei der der Führer unter frenetischem Beifall von der Hakenkreuzfahne auf dem Dach des Berliner Schlosses sprach, — die Legung des Grundsteins für das Gefallenendenkmal in München, wobei eine große Parade sämtlicher Truppen die helle Begeisterung der Bevölkerung hervorrief, — Aussprachen zwischen Militär und Wehrverbänden und gemeinsame Vorbereitungen, — das waren Zeichen der drängenden, nach der Tat rufenden Zeit, die nicht geleugnet werden können.

In der SA war der Geist von 1914, geklärt und gefestigt durch politisches Wissen der Führer. Klar hob sich der Weg heraus aus dem Dunkel der letzten Jahre, er mußte gegangen werden. In den Seelen der SA-Männer war ein Rausch von Tatkraft. Alles Gute, soldatisch Hohe und Edle, Opferbereitschaft und Entschlossenheit waren zu wundervollem Schwung erwacht und gesteigert. Die gesamte Front machte einen unerschütterlichen und unwiderstehlichen Eindruck.

Es kam der Tag vom 8. November im großen Saal vom Bürgerbräukeller, während gleichzeitig die Reichskriegsflagge — militärisch wohl die beste

Formation — sich im Löwenbräukeller zusammenfand. Die Vorbereitungen waren getroffen, Waffen waren ausgegeben, es bedurfte nur des Zeichens.

Die Ereignisse dieser Nacht sind bekannt. Man weiß, daß das Triumvirat, der Generalstaatskommissar und die beiden Kommandeure von Reichswehr und Landespolizei, zunächst widerspruchslos und in vollem Einvernehmen mit dem Führer ihr Wort gaben, um es nachher zu brechen. Im Glauben an die Unverletzlichkeit des Ehrenwortes von Offizieren ließ man sie gehen. Man hätte es nicht getan, wenn nicht der Generalstaatskommissar seit Wochen von der bewaffneten Auflehnung gegen Berlin gesprochen und sich nicht längst im Zustand der Rebellion gegen das Reich befunden hätte, wenn nicht der Kommandeur der Reichswehr vom Chef der Heeresleitung getrennt gewesen wäre.

Konnte der Führer an diesen drei Männern zweifeln, die ihre volle Zustimmung zu seiner um 8.45 abgegebenen Erklärung gegeben hatten, wonach die nationale Republik proklamiert war?

Nein. Ein Zweifel war unter diesen Umständen nicht möglich. —

Die Mächte der Finsternis wirkten sich in dieser Nacht aus. Sie bohrten, hämmerten, arbeiteten, zersetzten und erreichten, daß Männer, die freudig und mit allen Zeichen von tiefer Rührung ehrenwörtliche Versprechen gegeben hatten, von ihren Versprechen abwichen, der Freiheitsbewegung mit der bewaffneten Macht des Staates in den Rücken fielen und hinterher die feige Zuflucht zu der schwachen und unhaltbaren Entschuldigung nahmen, diese ihre Versprechen seien ihnen unter dem Druck der Waffen abgezwungen worden. Wie stark und welcher Art müssen diese, heute noch nicht geklärten, Einflüsse gewesen sein, da sie vermochten, reife Männer in verantwortlicher und exponierter Stellung zur Ehrlosigkeit zu zwingen?

Während in den Herzen der SA unter Führung Görings, des Regiments München unter Brückner und des Stoßtrupps Hitler unter Berchthold der Glaube an den Erfolg glühte, bereitete sich im Dunkel der Nacht das Verhängnis vor.

Mit dem hellen Tage war offensichtlich erwiesen, daß ein falsches Spiel im Gange war. Bestimmte Formationen der Landespolizei waren eingesetzt, Reichswehr von außerhalb unterwegs, als die Männer der SA, der Reichskriegsflagge und von Oberland noch ahnungslos schliefen, als nur diejenigen von ihnen, die zufällig mit besonderen Aufträgen bedacht waren, bemerken konnten, daß irgendwie irgendetwas nicht klappte.

Das Wehrkreiskommando war besetzt wie auch bestimmte Stadtteile, die Schüler der Infanterieschule hatten sich zum Hakenkreuz bekannt, und die SA lag zum größten Teil im Bürgerbräu. Aber schon waren Männer vom Bund Oberland in der Pionierkaserne festgehalten worden, schon schien es, als ob es an der Corneliusbrücke zu scharfen Zusammenstößen mit der Landespolizei kommen werde, die den Befehl erhalten hatte, rücksichtslos zu schießen. Nur die Selbstbeherrschung und Einsicht der verantwortlichen Führer auf beiden Seiten verhinderte, daß deutsche Menschen, die dasselbe wollten, die dieselbe Überzeugung hatten und die noch tagszuvor kameradschaftlich zusammen gestanden hatten, die Waffen gegeneinander richteten.

In unsichtbarer Wolke senkte sich der Verrat auf der ganzen Linie über die bayerische Hauptstadt, flatterte hinaus in das Reich in die Herzen jener, die entschlossen waren, die deutsche Schmach zu beenden.

Gegen Mittag des 9. November setzte sich der Demonstrationszug mit ungeladenen Gewehren in Marsch, den singende Menschen froh begleiteten. Wußten sie doch noch nichts von den Dingen, die in Heimlichkeit vorbereitet

waren, glaubten doch auch sie an die nahe Wende der Zeit. Stark und hoffnungsfroh erklang das Deutschlandlied.

An der Ludwigsbrücke gab die dort stehende Abteilung der Landespolizei die Straße frei, obwohl ihr Offizier den Befehl gegeben hatte, schußfertig zu machen. Die Anteilnahme der Bevölkerung steigerte sich. Von allen Seiten strömten Menschen herbei und schlossen sich dem Zuge an. Wie ein Erwachen ging es durch sie alle.

Voran die beiden Fahnen, dann der Führer mit seinen Begleitern, hierauf Teile vom Stoßtrupp Hitler und im Anschluß daran Teile vom ersten und zweiten Bataillon vom Regiment München in Marschkolonne neben Oberland, Publikum davor, auf beiden Seiten und dahinter, so bewegte sich der Zug durch Münchens Straßen. Schwache Absperrungsketten der Landespolizei verschwanden in der Höhe der Residenz in den wogenden, singenden Menschenmassen, die immer wieder in das Deutschlandlied der SA einfielen.

Dann ergab sich, daß der Odeonsplatz mit starken Kräften besetzt war. Nur die Spitze des Zuges sah das. Ihr ward klar, irgend etwas Schreckliches, Unfaßliches und Undenkbares war im Geschehen, mußte nun, in dieser Minute, sich ereignen. Etwas, das finstere Mächte in tiefer, deutscher Tragik vorbereitet hatten, das in jähem, harten Schlag zertrümmern werde, was die Herzen in junger Hoffnung schlagen ließ.

Unmittelbar am Ende der Residenzstraße angelangt, da, wo heute das Mahnmal an jene Stunde erinnert, sah die Spitze des Zuges, wie von der Feldherrnhalle her zwei Glieder der Landespolizei im Laufschritt über die Straße rückten und sie abriegelten, die Karabiner im Anschlag.

In gellende Rufe hinein prasselte das Gewehrfeuer, hagelten die Geschosse von Maschinenpistolen von halbrechts, ereilte singende Menschen, die mit ungeladenen Waffen marschierten, der schnelle Tod.

Und wie er dort vierzehn Menschen dahinraffte, Menschen aller Alter und aller Berufe, so verfielen ihm zwei andere im Wehrkreiskommando unter den Schüssen der Infanterie.

Wie es dann weiterging?

Eine ungeheure Welle von Empörung ergriff die Bevölkerung und wurde stärker, als die Polizei brutal vorging, als sie in die protestierenden Menschenmengen hineinsprengte und rücksichtslos von der Waffe Gebrauch machte. Wo Reichswehr und Polizei sich sehen ließ in allen diesen Tagen, die folgten, wurden sie von den Menschen beschimpft, die in jäher Erkenntnis wußten, daß hier, neben der Feldherrnhalle, mehr zu Grabe getragen war als die Toten. Hier war ein Kampf von Weltanschauung gegen Weltanschauung ausgefochten worden, hier hatte noch einmal die tote, willenlose Waffe dunkler Mächte gegen den hellen Geist des Nationalsozialismus gesiegt, hatte die Reaktion in engstirniger Beschränktheit die Geschäfte des Marxismus besorgt, war der Hoffnung Deutschlands der Stoß versetzt worden, der es auf Jahre hinaus in Sklaverei halten mußte.

Der neunte November 1923 war der Opfergang der Bewegung. Heute wissen wir, er war notwendig. Das Blut, das dort die SA und ihre Kameraden vergossen, war der Nährboden, der tausendfältige Frucht trug. Es machte die Erde Deutschlands aufnahmefähig für die großen Ziele der Zeit, die dem Erfüllung bringen muß, der zu sterben weiß.

Es war ein heiliges Opfer, das gesegnet wurde. —

Von der Windjacke zum Braunhemd

Der Führer und seine Vertrauten im Gefängnis, die SA und die NSDAP verboten, eine geifernde Presse, die Kübel voller Haß und Unrat ausschüttete, Spitzeleien von Polizeiorganen, die brutal waren, weil sie sich im Unrecht wußten oder ihr Mütchen kühlen konnten, finstere Reaktion, rote Bonzen und fremdrassige Politiker, die nun triumphierten, — das war die Lage zu Beginn des Jahres 1924 nach dem Tod an der Feldherrnhalle.

Die SA marschierte nicht mehr, ließ nicht mehr ihre zwingenden Sturmfahnen im Winde flattern, hämmerte nicht mehr im wuchtenden Tritt auf das Pflaster der Straßen, sang nicht mehr ihre stürmischen Kampflieder, deren tiefe Eindringlichkeit das neue Deutschland deutete, aber — sie war nicht tot.

Sie lebte. Sie lebte für sich und in sich in ihrem Geist. Sie befand sich, wie noch mehr die Partei, in einem Gärungsprozeß, der zur Reinigung und Festigung führen mußte.

Es gab ehrgeizige Männer, die die Führung an sich reißen wollten, die sehr wohl wußten, daß da, in der gesamten Bewegung der NSDAP, ungeheure Kräfte vorhanden waren, deren es sich zu bemächtigen galt. Nur —

sie hatten nicht die Fähigkeit und nicht das Format, wirklich zu führen, wirklich vorbildlich zu sein und wirklich den Geist zu erhalten und auszubauen, den der Führer einst schuf.

Noch bestand am Rhein die Herrschaft der Separatisten mit französischem Geld und französischer Unterstützung. Dann, am 9. Januar 1924, fanden sich wagemutige Männer, die im Hotel Wittelsbacher Hof in Speyer inmitten von französischen Besatzungstruppen und den wüsten Banden der Autonomisten den separatistischen Führer Heinz Orbis kurzerhand niederschossen. Wie ein gellender Warnruf hallte die kühne Tat, die zwei deutschen Männern das Leben kostete, in die Lande hinein und rüttelte an den Herzen jener, die weich geworden waren oder die schwankten, die nicht mehr fest zu glauben vermochten, daß die deutsche Freiheitsbewegung nicht tot sei.

Und tausendfach verstärkt wurde der Mahnruf vom Rhein durch den Prozeß gegen den Führer und seine Getreuen vor dem Volksgericht in München.

Vertuschungsversuche interessierter Kreise blieben fruchtlos, sie scheiterten an der Festigkeit und Überzeugungskraft der Männer, die beeinflußt werden sollten. Aus Angeklagten wurden Ankläger. Die ganze erbärmliche Zeit von November des letzten Kriegsjahres an wurde schonungslos ans Licht gezerrt, als der Führer die denkwürdigen Worte sprach:

„Ich klage an Ebert, Scheidemann und Genossen des Landesverrats und des Hochverrats",

als er weiter sagte:

„Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre dann mißlungen, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte, Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind auf dem Gewissen. Aber das darf ich versichern, es ist keine Mutter gekommen. Im Gegenteil! Tausende andere sind gekommen und

haben sich in unsre Reihen gestellt. Von den jungen Männern, die gefallen sind, wird es dereinst heißen, wie es am Obelisk zu lesen ist, „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung!"

Und als der Führer dann schloß:

„Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichts der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwaltes und das Urteil des Gerichtes zerreißen, denn sie spricht uns frei", da war das Band, das durch die ratternden Waffen der Landespolizei am 9. November 1923 verräterisch zerschnitten werden sollte, zwischen Führer und SA stärker geworden als je zuvor. Und die ersten neuen Früchte trieben aus der Blutsaat an der Feldherrnhalle.

Die SA war getarnt. Während es der Partei schließlich gelang, sich in der großdeutschen Volksgemeinschaft mehr oder weniger zu erhalten, brachte sich die SA in allen möglichen Vereinen unter. Es gab Turn-, Sport- und Wandervereine, in denen die früheren Hundertschaften ganz oder teilweise weiterbestanden, es gab die studentische Gefechtsriege, die aus SA gebildet wurde, es gab den Schützenverein Phönix, sowie in Nürnberg die Altkriegsflagge. Je nachdem, wie die Polizei aufmerksam wurde oder drückte, wurden die Bezeichnungen der kleinen Einzelverbände gewechselt. Die meiste Bedeutung freilich gewann, besonders in Norddeutschland, der Frontbann, in dem jene Worte des Führers aus den Gründungstagen der SA lebendig waren:

„Ihr werdet einst die Jugend Deutschlands umfassen, ihr werdet eine Armee sein, die einzustehen hat für Deutschlands Zukunft."

Der Frontbann war die Gründung unsres Stabschefs, der sich im Einvernehmen mit dem Führer dazu entschlossen hatte, als er sich nach fruchtlosen Verhandlungen darüber klar geworden war, daß ein Widerruf der

Nr. 13

Weimar 1926
Dr. Goebbels im Kreise von SA-Kameraden

Nr. 14

Weimar 1926
Kumpels mit ihren Grubenlampen

Nr. 15 Während des Uniformverbots 1926

Nr. 16 Gautag Essen 1926

Auflösung der früheren Verbände nicht erreicht werden konnte. Der Frontbann sollte alle kämpferischen Geister der Bewegung erfassen, er sollte die wehrfähige Waffe der gesamten Bewegung sein und einheitlich geleitet werden.

Frontbann Süd und Nord wurden zuerst gegründet, ihnen folgte im August 1924 auf dem Deutschen Tag in Weimar Frontbann Mitte. Das klare Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung, das im Aufruf zum Eintritt in den Frontbann zum Ausdruck kam, trug zur Scheidung der Geister und damit zur Gesundung und Stärkung bei. Die Wege jener Verbände, die den Sozialismus ablehnten, schieden sich von da an ebenso von SA und Frontbann, wie der völkische Block im Gegensatz zur Großdeutschen Volksgemeinschaft seine eignen Wege ging.

Dieser Streit in der völkischen Bewegung war eine der bedauerlichsten Erscheinungen. Fast täglich berichtete die gesamte gegnerische Presse darüber, um ihn auf die Spitze zu treiben und zu restloser Zersplitterung zu führen. Nichts konnte ihr willkommener sein, als die Zwiespältigkeiten aufzubauschen und dadurch alle diejenigen abzuschrecken, die nicht starken Herzens waren.

Die erste Hälfte des Jahres 1924 stand unter dem Zeichen des Dawes-Plans, der nichts anderes zum Zwecke hatte als die dauernde Versklavung des deutschen Volkes. Und wenn auch damals unter der Einwirkung des Hitler-Prozesses die völkische Bewegung insofern einen äußerlichen Erfolg hatte, als gelegentlich der Reichstagswahlen die Nationalsozialisten und die Völkische Freiheitspartei dreißig Sitze errangen, so verloren sie doch Ende desselben Jahres davon achtzehn. Eine törichte, verlogene oder verbrecherische Presse hatte es vermocht, dem verblendeten deutschen Volk den Dawes-Plan derart schmackhaft zu machen, daß alle Parteien von den Deutschnationalen bis zu den Sozialdemokraten dafür gestimmt hatten und damit

den Strick um den Hals des deutschen Volkes legten. Es herrschte die Ansicht vor, daß mit dem Plan ein Erfolg erzielt sei, der eine Besserung der Lage mit sich bringen werde. In ohnmächtiger Urteilslosigkeit erkannte nur ein ganz geringer Teil des deutschen Volkes, um was es wirklich ging, und die Auffassung der Sozialdemokratie, sie habe sich mit dem Dawes-Plan ein ungeheures Verdienst erworben, war die Überzeugung, die überwiegend bestand.

Ende des Jahres 1924 schien es, als ob die völkische und nationalsozialistische Freiheitsbewegung endgültig zum Scheitern verurteilt sei. Einer kämpfte gegen alle, alle gegen einen. Erstarkte eine Wehrorganisation, so wurde sie der politischen Leitung ein Dorn im Auge. Die Führer befehdeten sich, die Verbände unter sich taten das gleiche. Spaltung und Zerrissenheit führten nahe an das Chaos heran. Es war eine Selbstzerfleischung, die von den Gegnern nach Möglichkeit ausgenutzt wurde.

Man muß diese Lage kennen, um zu verstehen, was es heißt, daß trotz der gesamten Umstände die gesunden, einfachen Menschen in der SA und im Frontbann niemals irre wurden, daß sie niemals ihren Glauben verloren und daß in ihnen der alte gute Geist lebendig blieb.

Wie hatte die SA in diesem Jahr nach dem Tod an der Feldherrnhalle gelebt?

Sie wurde verfolgt und schikaniert. Die Polizei bespitzelte und beschnüffelte sie. Haussuchungen und Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Die ganze frühere zehnte Kompagnie, die geschlossen zusammengeblieben war, wurde eines Tages ausgehoben und nach Feststellung der Namen und peinlicher Durchsuchung nach Waffen wieder freigelassen. Eine einheitliche straffe Organisation bestand nicht. Kleine Abteilungen oder Verbände

waren angelehnt an örtliche Stellen der Partei, führten ein gewisses Eigenleben und kamen zu geselligem Zusammensein in irgendein Lokal, wo das, was früher vor angetretener Mannschaft bekannt gegeben wurde, in Unterhaltungsform, am Tisch sitzend, besprochen wurde. Von einer einheitlichen Kleidung war nicht mehr die Rede. Einige der kleinen Abteilungen machten, wie beispielsweise bei den bayerischen Landtagswahlen im Frühjahr 1924, politischen Dienst mit, andere hielten sich davon fern. Die SA erkannte, daß da Kräfte am Werke waren, dem Führer nach seiner bevorstehenden Rückkehr die Führung abspenstig zu machen. Der gesunde und einfache deutsche Mensch hat seinen sicheren Instinkt, der ihn nicht trügt, und läßt sich vom Hader der Parteien und jener, die sich berufen glauben, nicht täuschen. Der überwiegende Teil der SA war mit der Bewegung und der Person des Führers auf Gedeih und Verderb verwachsen und hätte es als Fahnenflucht und Verrat angesehen, den Führer nach seiner Rückkehr vor ein Nichts zu stellen. Je offenkundiger der Niedergang der völkischen Gesamtbewegung gegen Ende des Jahres wurde, desto sehnsüchtiger und hoffnungsvoller erwartete die SA den Führer. Abseits vom Zank der Politiker sammelten sich in der SA und dem Frontbann die kämpferischsten Kräfte, und je größer die politische Verwirrung wurde, desto verbissener und härter wurden sie in sich selbst.

Dann kam im Dezember der Tag der Freiheit für den Führer.

Er ging sofort an die Arbeit, nachdem er sich über die Lage außerhalb der Gefängnismauern unterrichtet hatte. Er ließ sich durch das verdoppelt einsetzende Intrigenspiel nicht beeinflussen, das gegen ihn im Gange war.

Am 26. Februar 1925 erschien zum ersten Male wieder der „Völkische Beobachter" und enthielt die Ankündigung, daß die NSDAP vom Führer neugegründet und die SA neu erstehen werde.

Am nächsten Tage hielt der Führer die erste Massenversammlung im Bürgerbräukeller in München ab, zu der der Andrang so bedeutend war, daß die Zugangsstraßen von der Polizei Stunden vor Beginn gesperrt werden mußten.

Seine schonungslose Schärfe gegenüber der Laxheit der bürgerlichen Parteien und seine Versöhnlichkeit gegenüber den Irrgängen der verantwortlichen Leiter der völkischen Bewegung sicherten von vornherein seine Überlegenheit und ließen jene schweigen, die da geglaubt hatten, von seinem Geist zehren und ihre Sonderinteressen verfolgen zu können. Die meisten derjenigen, die gegen ihn standen, traten zu ihm zurück, bedingungslos gelobten sie ihm Treue. Die Einigung und Einigkeit in der neugegründeten NSDAP wurden Tatsache.

In der SA änderte sich zunächst wenig. Der Führer mußte sich zurückhalten, und es blieb bei den bisherigen Formen. Als Neuerung kam im Frühjahr das Braunhemd auf. Als am 5. April eine Feier am Bismarckturm bei Starnberg stattfand, die von der Landespolizei mit Argusaugen bewacht wurde, erschienen einige Trupps im späteren Ehrenkleid der SA, das zuerst bei den Roßbachabteilungen der SA und der im Entstehen begriffenen SS eingeführt worden war. Diese erste kleine Schutzstaffel war zum persönlichen Schutz des Führers aus ehemaligen Angehörigen des Stoßtrupps Hitler gebildet worden. Die Anordnung zum Tragen des Braunhemdes für die gesamte SA erfolgte am 30. April 1925, wenige Tage, nachdem Generalfeldmarschall von Hindenburg zum Präsidenten des Deutschen Reiches gewählt worden war, und in der Zeit, in der unser Stabschef von der Führung des Frontbanns zurückgetreten war, der bereits eine Stärke von rund 30000 Mann erreicht hatte.

Der Frontbann hatte sich allen Anfeindungen und Verfolgungen zum Trotz durchgesetzt und war in allen Teilen Deutschlands und Österreichs

Nr. 21

Nürnberg 1927

Nr. 22

Vorbeimarsch der SA in Bochum 1927



Nr. 23

2. Märkertag in Bernau 1927

vertreten. Als Träger der nationalsozialistischen Weltanschauung war er unberührt geblieben von dem häßlichen Streit der völkischen Parteien und Gruppen. Er war ein geschlossenes und schlagfertiges Instrument voller Heroismus und Opferfreudigkeit. Immer war er angreiferisch und kämpferisch eingestellt, nie begnügte er sich mit der Bereitschaft zur reinen Abwehr, wie sie bezeichnend war für die sogenannten vaterländischen Verbände in ihrer Auffassung gegenüber dem herrschenden Marxismus. Der Frontbann wartete nicht auf den Schlag der Marxisten, nein, er schlug zuerst, sobald es not tat. Im Glauben an seine Mission als verborgene SA des Führers pflanzte er mit fanatischem Trotz überall seine Fahne auf, die Hakenkreuzfahne mit einem schwarzen Stahlhelm im Hakenkreuz, um das Verbot der Fahne zu umgehen.

Die stärkste Gruppe vom Frontbann-Nord war die Berliner. Aus ihr gingen später, im Jahre 1926, die ersten SA-Stürme Berlins hervor, nachdem sie inmitten des Hexenkessels von Bolschewisten und Sozialdemokraten, von feigem Bürgertum, geifernder Presse und fremdrassiger Herrschaft den Kampf aufgenommen hatte. Sie hatte zu Gefährten im Streit die Roßbacher, sowie norddeutsche Teile der Olympia, jener Gründung, die sich aus kämpferischen Geistern der Orgesch entwickelt hatte.

Wie tapfer und unerschrocken der Frontbann vorging, dafür war seine Fahrt zum Reichskriegertag in Leipzig im Herbst 1925 ein leuchtendes Beispiel.

Die Beförderung soll mit fünf Lastwagen nebst Anhängern geschehen, der Sammelpunkt ist in Berlin-Wilmersdorf.

Ein Wagen nach dem andern rollt davon, bevor der letzte sich in Bewegung setzen kann, erscheint ein Überfallwagen der Schupo. Die Beamten mußten damals, als der innenpolitische Kampf noch nicht die Siedehitze späterer

Jahre erreicht hatte, erfahrungsgemäß etwas vorsichtig sein. War es doch bereits mehrfach vorgekommen, daß Gruppen des Frontbann Gummiknüppelattacken der Polizei mit schneidigem Gegenangriff erwiderten und die Grünen in die Flucht schlugen. So etwas ist für zuverlässige Republikaner stets peinlich.

Der Frontbannführer des letzten Wagens läßt sich denn auch nicht verblüffen, gibt klar und eindeutig zu verstehen, daß er etwaiger Gewalt auch seinerseits Gewalt entgegensetzen werde, und vertreibt damit der Polizei die Lust, die Abfahrt zu verhindern und sich näher in Dinge einzumischen, bei denen sie unerwünscht ist.

Die Fahrt geht erst nach Potsdam, dort stellt sich heraus, daß der Fahrer des letzten Wagens nicht fahren will, weil er zum Reichsbanner gehört, der Frontbannführer muß erst einen andern Wagen besorgen, was ihm bei der Reichspost auch gelingt, und so kommt es, daß der eine Wagen erst gegen Mittag in Leipzig ist, während die andern vier bereits am Morgen eingetroffen sind.

Überall, an allen öffentlichen Gebäuden, hängen schwarz-rot-gelbe Fahnen, in der Straße, in der die Männer vom Frontbann verpflegt werden, hängen rote Fahnen, natürlich lassen sie sich beides nicht gefallen und räumen entsprechend auf, unterstützt von Roßbach und Olympia, während die vaterländischen Verbände und Kriegerverbände sich abseits halten und auch getrennt marschieren.

Eine Kolonne von etwa hundert Kommunisten mit Fahne marschiert auf dem Bürgersteig, die Frontbanner dulden das nicht, sie durchbrechen den Zug von vaterländischen Verbänden, der sie von den Roten trennt, erobern die Fahne, schlagen den zerbrochenen Schaft den Kommunisten um die Ohren, als diese zum Angriff ansetzen, führen etliche Polizisten, die sich

einmischen wollen, ganz einfach in die nächste Nebenstraße ab und ermahnen sie, doch lieber in ihre Kaserne zurückzukehren. Am Hauptbahnhof versucht ein marxistischer Straßenbahnfahrer in den Zug hineinzufahren, er wird sofort heruntergeholt, und der Polizist, der untätig zusieht, wird ebenfalls abgeführt, während ein Frontbannmann die Leitung des Verkehrs solange übernimmt, bis die Kolonne vorüber ist. Überall, wo von politischen Gegnern Steine geflogen kommen, um die Beherrschung der Straße darzutun, geht der Frontbann tatkräftig vor, nie beschränkt er sich auf Proteste, stets hilft er sich selbst und schlägt den Gegner zu Boden. Er zeigt, daß der Kampf um die Straße auf der Straße geführt werden muß, und beweist in Leipzig, daß jeder Kampf nur gewonnen werden kann, wenn man mit echtem Offensivgeist und unter rücksichtslosem Einsetzen der Person in ihn hineingeht.

Auch im folgenden Jahre, gelegentlich einer Fahnenweihe eines Kriegervereins in der Mark Brandenburg zeigt der Frontbann diesen selben Geist.

Kommunisten in großer Zahl sind zusammengeströmt und greifen an. Mit Zaunlatten, Prügeln und Stichwaffen wird der ungleiche Kampf geführt, aber auch hier hilft ihr unbedingtes Draufgängertum den kleinen Gruppen vom Frontbann vor der Niederlage. Und auch hier geht es so, wie später so oft: Ein starkes Polizeiaufgebot greift ein, ein Teil davon wird zwar vom Frontbann entwaffnet, doch werden seine Männer schließlich doch zum Polizeipräsidium gebracht, wo man sie zwar über Nacht behält, sie jedoch am andern Tage entläßt, ohne daß weitere Folgen entstehen. Noch waren damals jene Gewohnheiten der Polizei nicht gang und gäbe, die in den folgenden Jahren jeden, der auch nur den geringsten Widerstand gegen Beamte leistete, unweigerlich auf lange Zeit ins Gefängnis brachte.

Indessen hatte die Bewegung einen bedeutenden Auftrieb genommen. Die starke Persönlichkeit des Führers schaffte Klarheit und Sicherheit. Wenn

auch einige der bekanntesten Persönlichkeiten gingen, so war doch die gesamte Bewegung bald straff zusammengefaßt in ihrer Zielsicherheit.

Die Gegner erkannten sehr bald, daß die Gefahr, die sie hatten vermeiden wollen, in größerem Maße erstand. Die leidenschaftliche Anziehungskraft, die der Führer durch seine Reden ausstrahlte, erschien ihnen die größte Gefahr. Schlagt die Person, so trefft ihr die Bewegung, dachten sie.

Es kam zum Redeverbot für den Führer, zuerst in Bayern, dann in Preußen, Sachsen, Hessen, Hamburg und Bremen. Damit glaubte man die Bewegung kaltstellen zu können, man vergaß, daß Druck Gegendruck erzeugen müsse.

Je mehr man gegen den Führer vorging, desto entschlossener und zahlreicher wurden seine Anhänger und damit die SA. Mochte die Polizei auch schikanieren, wie sie es in Süddeutschland tat, als sie der Münchner SA Fahrten mit Lastkraftwagen verbot, immer fand sich ein Weg, die Maßnahmen der staatlichen Organe zu umgehen. Verhaftungen, wie sie des öfteren vorgenommen wurden, trugen das ihrige dazu bei, nun erst recht das zu tun, was verboten war. Der Wille zur Tat wurde durch jeden Willkürakt gestärkt.

In München wurde gelegentlich der Führertagung in Rosenheim im Sommer 1925 ein Lastkraftwagen mit Münchner SA vor der Abfahrt von der Polizei erwischt und ins Polizeipräsidium gebracht, der Wagen wurde bis über die Tagung hinaus sichergestellt, um die Fahrt zu verhindern. Auch gut, dachten die Männer, ließen sich nicht verblüffen und fuhren mit der Bahn.

Und ebenso, wie die staatlichen Organe gegen SA und Frontbann in zunehmendem Maße vorgingen, ebenso wurden Kommunisten und Marxisten in ihrem Willen gestärkt, den Terror in Straße, Saal und Betrieb auf die

Spitze zu treiben. Die Überfälle mehrten sich, sei es auf einzelne Männer, sei es auf ganze Kolonnen. Auch die Roten merkten, daß hier in der Bewegung ein Gegner war, der zum gefährlichen Feind wurde. Bald wuchs die Totenliste der Bewegung. Dann aber auch merkten die Roten, daß ihre wertvollsten Menschen ihnen nicht mehr blind folgten, sondern nachdenklich wurden. Gar mancher fiel ab und reihte sich ein in die wachsende Armee der Braunhemden.

Straff organisiert wurde in dieser Zeit, um die Wende des Jahres 1925, die Schutzstaffel, die SS, die ursprünglich aus wenigen Mann zur persönlichen Sicherheit des Führers bestand. Ein Aufruf an alte SA-Männer und Werbeabende der SS hatten großen Erfolg, wie auch ein weiterer Aufruf im Völkischen Beobachter: „Nur wer in dem großen Kampf, den unsre Bewegung durchfechten muß, in vorderster Linie sein will, trete in die Schutzstaffel ein."

In schnellem Anstieg wuchs die SS aus den acht Mann, aus denen sie einst bestand, innerhalb eines Jahres auf fünfundsiebzig Staffeln, die zu Zweidritteln aus ehemaligen Kriegsteilnehmern bestand, also aus Männern, die ihre Tapferkeit und ihre Entschlossenheit an allen Fronten des Weltkrieges erprobt hatten.

Am 31. März 1926 hatten Teile der Münchner SS bereits Gelegenheit, ihre Probe zu bestehen.

Im Hackerkeller, im marxistischen Westend Münchens, spricht ein russischer Professor über die Zustände in Sowjetrußland, der Führer selbst ist auf der Rednerbühne. Als sichtbarer Saalschutz ist in Uniform nur die SS da, Abteilungen der SA sind im Saal in Zivil, weitere in den anliegenden Gasträumen. Kommunisten und Sozialdemokraten erscheinen in Massen, auch Funktionäre und Abgeordnete lassen sich sehen. Es ist klar, die Gegner

wollen aufs Ganze gehen und reinen Tisch machen. Das Aussehen der Gestalten, die zu Hunderten kommen, läßt das deutlich erkennen. Gedrängt setzen sie sich an bestimmten Tischreihen zusammen.

Der Professor geißelt gewisse Zustände in Sowjetrußland und wird unterbrochen. Die Mahnungen des Versammlungsleiters zur Ruhe fruchten nichts, Gelächter und Hohnrufe setzen immer wieder ein. Die Roten sehen sich als Sieger des Tages und werden immer herausfordernder. Lauter ertönen ihre Zwischenrufe.

Ein SS-Mann, eine der markantesten Gestalten in der gesamten Entwicklung der Schutzstaffeln, geht seelenruhig mitten hinein in das rote Pack und greift sich den Hauptschreier, nachdem er ihn vergeblich ersucht hat, den Saal zu verlassen. Im gleichen Augenblick fliegen die Maßkrüge, beginnt die Saalschlacht.

Die SS stürmt heran, um den Kameraden herauszuhauen, der mitten unter den Roten sich seiner Haut wehrt. Die SA in Zivil tobt aus der andern Saalecke herbei, stürzt sich in den Kampf. Rücksichtslos wird zum Ausgang hin gearbeitet. Aus den Seitentüren kommen die SA-Männer, die in den Gasträumen in Bereitschaft gewesen waren, noch rechtzeitig, um mithelfen zu können. Rote landen auf allen Vieren unten an der Treppe, einige fliegen durch die Glasscheiben der Türen, zahlreiche Verwundete werden mitgeschleppt, wie es immer gebräuchlich ist. Der Saal sieht ziemlich schlimm aus, aber nun, da die Polizei erscheint, ist bereits alles vorüber, die Verwundeten von SA und SS werden verbunden, und die Versammlung geht weiter. Die Roten haben in einem ihrer Viertel eine böse Schlappe erlitten, und die Bewegung hat wieder einmal an Boden gewonnen. Immer ist es so, daß gerade nach derartigen Ereignissen manch guter deutscher Arbeiter die Kommune verläßt und sich einreiht in die Armee der Braunhemden.

Während die SS sich bald in geschlossenen Einheiten über ganz Deutschland verteilt, wächst auch die SA in gutem Tempo, obwohl in ihrem Aufbau noch keine Änderung eingetreten ist. Eine Reichsgliederung besteht noch nicht, obwohl die SA überall vertreten ist. Sie ist nach wie vor in loser Bindung der politischen Organisation angegliedert.

Anfang Juli 1925 hält die neue Bewegung ihren ersten Parteitag in Weimar ab, der zu einem überragenden Erfolg wird. Im Nationaltheater übergibt der Führer die einzige Hakenkreuzfahne, die vor der Feldherrnhalle gerettet worden war, der Münchner SS in feierlicher Form. Mit dieser Fahne werden auf dem Parteitag acht Standarten der SA geweiht und den Formationen der verschiedenen Gaue übergeben. Die große Kundgebung der Partei findet begeisterte Zustimmung bei der Bevölkerung, und die beiden Tage liefern den endgültigen Beweis dafür, daß die Bewegung im Fortschritt begriffen ist, mögen ihr auch noch so schwere Kämpfe bevorstehen.

Gegen Ende des Jahres setzt die SA mit erhöhter Werbetätigkeit ein, und die Roßbachgruppen gliedern sich endgültig in sie ein, sehr zum Ärger regierungstreuer und anderer interessierter Kreise, die immer noch gehofft hatten, sich ihr bedienen zu können.

Im Herbst des Jahres 1926 zeigt sich die SA Münchens zum erstenmal wieder der Öffentlichkeit, Standartenweihe und -übergabe finden statt, und Propagandamärsche beeindrucken die Öffentlichkeit.

Im Oktober wird die gesamte SA unter einheitliche Führung gestellt, und damit beginnt eine neue Phase der Entwicklung. Das, was sich in der Praxis bereits ganz oder teilweise herausgebildet hat, die Tätigkeit des SA-Mannes als politischer Propagandasoldat, wird zum klar herausgestellten Zweck. Politisches Wissen neben körperlicher Ertüchtigung in Verbindung mit bedingungsloser Treue zum Führer und Gehorsam gegenüber seinen

Weisungen sind die Eigenschaften, die den einzigartigen Weg der Entwicklung der SA kennzeichnen. Sind aber auch die Eigenschaften, die in ihrer Zusammenstellung den SA-Mann völlig unterscheiden von den Angehörigen von Wehrverbänden und anderen Organisationen, wie auch von der Reichswehr.

Hier in der SA ist nichts von Sattheit oder Halbheit, die alten Kämpfer ihrer Reihen haben den alten Geist hinübergerettet in diese neue Zeit, sie befruchten damit die jungen Kämpfer, die in Scharen zu ihnen strömen, und erziehen sie im gleichen Geist, unerbittlich sind sie in der Schroffheit ihres kompromißlosen Wollens, und nichts vermag sie abzubringen von jenen revolutionären Taten, die der Führer von ihnen will. — — —

Der Gang zur SA

Er war von Beruf Maschinenschlosser und mußte mit Mutter und Bruder vor den Insurgenten aus Oberschlesien flüchten. Der Vater war kurz zuvor als Rangiermeister tötlich verunglückt. Es war klar, daß beide Söhne bei der Bahn arbeiteten. Gerade bei diesem Verkehrsmittel findet man öfter als sonstwo, daß alle männlichen Familienmitglieder mit ihm verwachsen sind und bei ihm ihr Brot suchen.

Es gab damals genug Arbeit.

Tendermaschinen, mittlere Lokomotiven und schwere Schnellzugmaschinen wurden an Frankreich geliefert. Neue wurden überholt, alte hergerichtet. Ein tüchtiger Maschinenschlosser hatte vollauf zu tun.

Dann ging es mit den Lieferungen zu Ende, und in der großen schlesischen Werkstätte wurden entsprechende Entlassungen vorgenommen.

Eigentlich sollte ein Familienvater mit sechs Kindern gehen, denn die Bahn hat ihre fest umrissene Tradition und wollte unsern Maschinenschlosser behalten, weil sein Vater bei ihr tötlich verunglückt war.

Er selbst verzichtete zugunsten des andern und ging freiwillig. Die Mutter hatte ihre bescheidene Rente, der Bruder war soweit, daß er verdiente, man selbst hatte reichlich unruhiges Blut, man wollte einmal etwas

sehen und hören, wollte heraus aus der Enge des Betriebs und hatte nun die glänzende Gelegenheit, ein großmütiges Werk zu tun und gleichzeitig den eignen Neigungen nachzugehen. Man hatte keine Angst vor der Arbeitslosigkeit, weil man jung und unbekümmert war und den Glauben an das eigne Können hatte.

Der Maschinenschlosser wurde ausbezahlt und erhielt vier Freifahrtscheine für je drei Monate, um irgendwo in Deutschland Arbeit suchen zu können. Ausgiebig fuhr er im Osten und Westen, im Süden und Norden herum. Hübsch war diese Art der Walze, es war keine direkte Tippelei, aber man konnte in reizvollen Gegenden tippeln, wenn man wollte. Wollte man nicht mehr, so ging man zum nächsten Bahnhof und fuhr hurtig mit dem ersten besten Zuge ans andere Ende Deutschlands.

Im bergischen Land fand man einen Arbeitskollegen, der dem Wehrwolf angehörte. Es war in der großen, langgestreckten Doppelstadt an der Wupper. Jedoch man fand keine Arbeit, man wollte wohl auch noch nicht ernsthaft. Man ließ sich treiben. Zu Zweit war das Leben noch interessanter, auch wenn nun, nach einem vollen Jahr der Wanderschaft, die Freifahrtscheine abgelaufen waren.

Am Abend in der Kneipe, als das letzte Geld ausgegeben war, fielen beide dem Werber in die Hände und erwachten aus tiefem Rausch im Sammellager für Fremdenlegionäre auf linksrheinischem, noch von den Franzosen besetzten Gebiet. Richtig zu Bewußtsein kam ihnen ihre Lage erst in der großen Festung in Lothringen, als es weitergehen sollte. Jedoch die Flucht gelang, ein Überlandfahrer nahm sie mit und brachte sie hilfreich an die Grenze, dann ging es über den Rhein.

Die Fahrer von Ferntransporten sind eine Zunft für sich. Sie eignen sich auf der ewigen Straße Menschenkenntnisse an und wissen, wen sie mitnehmen können; sie tun es auch, wenn sie Platz haben. So kamen die beiden

Wegkameraden im Jahre 1925 nach Berlin. Der Wagen war mit Seife beladen, die nun ihren Bestimmungsort erreicht hatte.

Unter den Linden hüpfte man vom Wagen herunter, setzte sich auf eine Bank und schlief im Freien.

Das kostete zwar einen Tag auf der Polizeiwache, jedoch man verließ sie rasiert und frisch gewaschen und konnte in leidlich guter Verfassung auf Arbeitsuche gehen.

Gleich trifft man einen Stahlhelmer, den der Mann vom Wehrwolf anspricht und von dem er hört, wo die nächste Geschäftsstelle seines Verbandes ist.

Der Arbeitskollege sucht das Büro im Westen auf, unser Maschinenschlosser hat noch keine Neigung zu einem Wehrverband. Er findet mal etwas Arbeit, mal nicht, er hat mal eine Freundin, mal nicht. Mädchen helfen jungen Menschen williger als Männer.

Er schlägt sich schlecht und recht durch, er schläft mal hier, mal da, und erst nach etlicher Zeit trifft er einen Mann mit dem Frontbannabzeichen und fragt ihn, was das bedeute. Es wird ihm erklärt, und in einer mehr instinktiven als überlegten Weise schließt er sich an. Da ist etwas in den wenigen politischen Ausführungen des Nationalsozialisten, das reizt und zwingt. Er solle nur zu der Versammlung am nächsten Tage kommen, schließt der Mann.

Es geht dann auch gleich hart auf hart. In der ersten Versammlung kommt es zur rasenden Schlägerei in den bekannten Festsälen, ein paar Wochen später entsteht auf einem Bahnhof eine wüste Bolzerei mit Reichsbanner und Schupo, die Nase des Maschinenschlossers wird im Knochen kaput geschlagen, im Genick schneidet die scharfe Scherbe vom Bierglas ganz ordentlich in den Nackenmuskel, Hände und Gesicht bekommen auch ihr Teil,

jedesmal schweißt man gehörig, wie das bei richtigen Schlägereien nicht anders geht. Der Maschinenschlosser ist ein Knallkopf und daher immer mitten drin.

Allmählich begreift er auch etwas von den Lehren des Führers, nicht etwa sofort und bewußt, nein, durchaus nicht. Erst reizt ihn die famose Kameradschaft im Frontbann mehr als die ganze Politik. Und das Kämpferische liegt ihm.

Es sind ja nur ein paar Gruppen von kaum mehr als dreißig Mann in der ganzen Reichshauptstadt, immer ist man in der Minderheit, und trotzdem oder gerade deshalb trägt man Windjacke und Schimütze, das kleine Abzeichen und den derben Prügel mit besonderem Stolz.

Jeden Sonnabend geht es hinaus aufs Land, immer ist was los, nie hat man Langeweile. Den feldgrauen Mantel an, den Tornister auf, hat man alles bei sich, was man braucht.

Gerne denkt man an die erfrischende Keilerei mit den Knechten und Bauernburschen im Dorf der Mark, die darüber empört waren, daß die Mädchen sich mit den Kameraden vom Frontbann näher eingelassen hatten als sie wünschten. Es war fast eine Schlacht, mit den dicken Stöcken und den tapferen Herzen vom Frontbann ging es erfolgreich gegen Sensen und Dreschflegel.

Langsam erst wird der Maschinenschlosser so etwas wie politischer Soldat aus Überzeugung, nimmt das, was der Führer will, in sich auf, und erkennt, daß es um Deutschlands Seele geht und ihre Befreiung. Das, wofür er gefühlsmäßig eingetreten war, gewinnt in ihm festumrissene Gestalt.

Aus dem Tippelbruder und Flüchtling aus Oberschlesien wird der typische Rabauke der alten SA. Man denkt und fühlt einfach und sicher das Richtige, man will keine feinen Pinkels in der SA, man wird Scharführer und

verliert den Stern wieder, weil man sich betrunken und in der Trunkenheit irgend jemanden verhauen hat, man erwirbt sich wieder einen Stern und geht zur Reichswehr, wird dort zu nüchternem Leben erzogen, hält jedoch die lange Zeit nicht aus und haut ab. Man arbeitet bei der Gasanstalt für guten Lohn und wird seiner, nun eisernen und unerschütterlichen Überzeugung halber an die Luft gesetzt, man geht durch die arbeitslosen Jahre des schwersten Kampfes mit seinen Blutopfern, man wird noch zweimal von der Kommune angekratzt und geheilt.

Erst, nachdem der Sieg erfochten ist, erhält man wieder Arbeit, man versäuft noch einmal, bestimmt das letztemal, seinen ganzen Lohn als Abschluß der bewegten Zeit, man wird Oberscharführer, obwohl man auf Balken und Sterne keinen Wert legt, man erhält auch einen Trupp zur Führung, man sieht, vieles ändert sich, manchmal meckert man, es gibt nur noch sehr wenige alte Kameraden, die neuen überwiegen und haben oft die große Klappe. Trotzdem, man ist alter knorriger Stamm, ist stolz darauf, und man bleibt immer einer jener Rabauken in der SA, deren Geist dazu gehört wie die Hefe in den Teig. — — —

* * *

Seine erste Anstellung als Bankbeamter fiel in die Periode der unseligsten Inflation, in der die Banken wie die Pilze aus der Erde schossen und nicht mehr wußten, woher ein ausreichendes Personal nehmen. Jeder junge Bankbeamte hatte eine riesenhafte Verantwortung, ohne das entsprechende Pflichtgefühl besitzen zu können, eine ausreichende und scharfe Kontrolle fehlte, und überdies wurde zu den tollsten Devisenspekulationen geradezu herausgefordert. Niemand kümmerte sich darum, solange es gut ging. Die Jungen von den Banken kamen zu jenen Alten, die ratlos vor den endlosen

Nullen des Geldes standen, lachten über ihre Schwerfälligkeit, erboten sich, die Papiermark sicher anzulegen oder damit an der Börse zu spekulieren.

Es war der Totentanz Deutschlands, die Zeit des erbarmungslosen Ausverkaufs, des Raubes und der Vernichtung mühsam angesparter Vermögen.

Der Bankbeamte wohnte bei einer kommunistischen Familie mit verbrecherischem Einschlag in einer üblen Gasse der Großstadt. Wir können ruhig sagen, wo es war, nämlich in Hamburg. Weshalb er dort wohnen blieb, ist unerfindlich.

Die ganze Familie zog von ihm. Der Vater, die Mutter und besonders die beiden Töchter. Seiner jugendlichen Eitelkeit schmeichelte es, daß sie von ihm abhängig waren und um seine Gunst buhlten. Geld floß ihm an Hand von glücklichen Spekulationen gleich einem nie versiegenden Strom zu. Rotfront kneipte und aß auf Kosten des jungen Menschen, der im Hexenkessel der damaligen Zeit jeglichen Maßstab verlor. Jäh kam die Stabilisierung und damit die Ernüchterung. Plötzlich war der Pfennig das, was vorher Milliarden waren. Die verwirrenden Einnahmen blieben aus, nichts war mehr da als das bescheidene Gehalt in Höhe einer knapp dreiziffrigen Zahl, und die Liebe der Familie hörte auf, verwandelte sich in dumpfen Haß und endete mit einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft.

Der Bankbeamte blieb als Opfer eines Systems auf der Strecke. Er landete im Gefängnis. Es war die Zeit, in der kleine Unachtsamkeiten schwer bestraft, die großen Gauner und Schieber, die sich an Deutschland mästeten, verherrlicht wurden und herrschten.

Nach zwei Jahren kam er heraus, irrte herum, verlassen und verstoßen, und fand die sozialdemokratische Fürsorge für entlassene Gefangene. Man fragte nach dem Parteibuch. Da er keines hatte, zuckte man die Achseln.

Er fand dann Arbeit durch seinen Bruder, den Anstreicher.

Es galt, mit acht andern Gesellen ein Haus anzustreichen. Alle, mit einer Ausnahme, waren Kommunisten. Jedoch der Bankbeamte hatte ihre Sympathien, als sie hörten, woher er kam. Eigentlich wurde er in den Kreis der Anstreicher hineingeschmuggelt. Denn er hatte keine Ahnung von Pinsel und Farbe. Damit der Meister nichts merke, halfen ihm die roten Nachbarn und strichen die ihm zugeteilte Brücke, also den Abschnitt zwischen zwei Bohlenbrettern, von beiden Seiten mit, damit nicht auffiel, daß der Neuling zurückblieb, da er nichts konnte.

Hier, bei dieser Arbeit, lernte er den ersten SA-Mann kennen, die Ausnahme unter den andern. Man stahl dem Mann seine Papiere, man feindete ihn dauernd an, sabotierte seine Arbeit und erreichte durch Streikandrohung, daß er entlassen wurde.

Dieser Vorfall beeindruckte den Bankbeamten tief. Da er grollend zu den Erscheinungen der Zeit stand, reizte das, was der SA-Mann erzählt hatte, seine Sehnsucht.

Als das Haus fertig war, lag der Bankbeamte wieder auf der Straße. Ein Bekannter verhalf ihm zu einer Anstellung als Kassenbote bei einer ausländischen Firma. Auch da war ein einzelner SA-Mann beschäftigt, ein unansehnlicher, schmächtiger Mensch, der sich körperlich kaum hätte gegen die Kollegen verteidigen können. Trotzdem stand er seinen Mann gegen die unaufhörlichen Angriffe und Spitzen. Etwas wie ein heiliges Feuer war in ihm.

Der Bankbeamte empfing den zweiten tiefen Eindruck. Er freundete sich mit dem SA-Mann an, der ihn in eine völlig neue geistige Welt einführte, in die Ideen des Führers. Die Kräfte, die da vorhanden waren, die den schmächtigen SA-Mann unüberwindlich machten, mußten doch eine Quelle haben.

Die Pleite der ausländischen Firma beendete alles. Man verlor sich aus den Augen.

Gedrückt von dem Makel der Strafe, wagte sich der Bankbeamte nicht heraus, war unsicher und stand unter dem Schatten des Gefängnisses, obwohl nun zwei Jahre vergangen waren.

Die Arbeitslosigkeit gab ihm Zeit, nachzudenken. Er beschäftigte sich mit dem Nationalsozialismus, er erkannte nach der Saat, die von dem letzten SA-Mann in ihn gelegt war, daß hier, in der Bewegung, dem System der Kampf angesagt wurde, dem er selbst zum Opfer gefallen war. Mehr instinktiv als mit klarer Überlegung wußte er, daß es hier dem bösen Feind an den Kragen ging, der sein eigner und Deutschlands Gegner war.

Er trat in die Bewegung ein. Mit seiner Erfahrung und erbittert über die Tücke seines Daseins wurde er ein guter Kämpfer mit festem Willen, und bald war er in der SA, um sein Äußerstes zu tun gegen jene Gesellschaftsordnung und gegen jene Gesetze eines morschen Staates, die ohne Rücksicht auf wirkliche Schuld oder Nichtschuld den einen fassen, den andern laufen lassen.

Er hat sich die Jahre hindurch gut geführt, gewiß, manchmal, wenn der große Schatten seines Lebens allzu deutlich wird, ihn gewissermaßen mit jähem Griff an der Kehle packt, kann er sich nicht mehr helfen und säuft eine Nacht durch. Aber das ist sehr viel seltener geworden, ja, es hört auf, er hat ein liebes Mädel kennengelernt, er hat ein Kind und, wenn er das kleine Wesen zappeln und lachen sieht, dann erblickt er in ihm die Jugend des Dritten Reiches und hofft, daß in ihm der Alp verblaßt, der ihn als Vater drückt. Er weiß, diesem Kind wird niemals die Gefahr begegnen, der er verfiel, und bestimmt werden seine Vorgesetzten für ihn eintreten und dafür

sorgen, daß die Strafe aus seinen Papieren verschwindet, wie das gebrochene und überwundene System verschwunden ist, das ihn auf dem Gewissen hat. — — —

* * *

Der Afrikaner kam nach Hause, nach langen Jahren harter Arbeit und geringen Erfolges. Er hat sich als alter Kolonialdeutscher im fremden Land herumgeschlagen, er hatte etwas aufgebaut, aber dann kam die Seuche ins Vieh und der Eishagel in rasenden, schrägen Schlägen in das Feld und die Kaffeepflanzung, in den blühenden Garten und über die mit eignen Händen errichteten Gebäude. Die Arbeit von sechs Jahren war binnen einer Viertelstunde zerstört.

Er kommt in ein unbekanntes Europa und ein Deutschland, für das er an der Front und nachher im Baltikum gekämpft hat. Er meint, der große Kampf der Frontsoldaten und der Freikorps sei ebenso vergeblich gewesen wie seine eigne Arbeit auf afrikanischer Scholle. Er hat Frau und Kind, und die Frau, die vorher nach Hause fuhr, ist beruflich tätig, hat sich mit dem Kind zähe durchgeschlagen, während er, der Mann, drüben noch versuchte, das Anwesen zu retten.

Er sieht zuerst am Rhein auf Lastwagen die flatternden Hakenkreuzfahnen vor der Weiterfahrt nach Berlin. Er kauft sich nationalsozialistische Zeitungen und erkennt, daß hier das ausgesprochen und verfochten wird, was ihm längst als die einzig mögliche Lösung erschien.

Er frettet sich durch, versucht Fuß zu fassen, hält ein paar Vorträge und schreibt von seinen Erlebnissen. Dabei kommt wenig heraus. Er bemerkt überall Widerstände und erkennt, daß reaktionäre Kreise in der Presse und im Vortragswesen ihn trotz seiner vielseitigen Erfahrungen deshalb ablehnen, weil sein nationalsozialistisches Gedankengut unleugbar ist. Politisch

anders eingestellte Kreise wollen von kolonialen Fragen überhaupt nichts wissen, man will keine Kolonien, man predigt das Dogma der internationalen Wirtschaft liberalistischer Richtung.

Er geht nicht in die Partei, obwohl er in seinen Kreisen längst für sie kämpft. Er ist beinahe fünfzig Jahre, und seine Generation will vom Parteibuch nichts wissen. Man hat seine unerschütterliche Überzeugung und bedarf keiner buchmäßigen Bestätigung.

Er möchte koloniale Vorträge in der Bewegung halten und hört, daß er da nur sprechen kann, wenn er Mitglied wird. Er fühlt sich darüber gekränkt, weil er längst Nationalsozialist ist.

Eigentlich möchte er wieder mit Frau und Kind nach Afrika, wo seine Farm verwahrlost. Wäre er nicht Nationalsozialist, könnte er in den Ton und den Geist der Reaktion, die auf kolonialem Gebiet vorherrschend ist, einstimmen, so würde er wohl Mittel finden, um wieder nach drüben zu kommen. So muß er antichambrieren, kaum, daß er an eine der maßgeblichen Stellen herankommt. Ja, weil man nicht weiß, was der Unterschied zwischen Marxismus und Sozialismus ist, unterstellt man ihm linksgerichtete Gesinnung. Das hat den Vorteil, daß er manchmal in Gewerkschaften sprechen darf und etliche Mark verdient. Die reaktionären Vortragsredner sind nicht fähig, zu organisierten Arbeitern der Faust zu sprechen. Er kann es und tut es, und es gibt wilde, empörte Diskussionen, weil die nationalsozialistische Weltanschauung aus seinen Worten hervorklingt.

Dann, wie der Haß gegen die Bewegung sich mehr und mehr zuspitzt und überschlägt im Gegeifer der Presse, findet er doch das Herz, in die Hedemannstraße zu gehen. Er meldet sich bei der zuständigen Sektion und kommt zu einem Unterstraßenzellenleiter, der SA-Mann ist und mit vorbildlicher Gründlichkeit seinen Parteidienst tut. Gewiß, es ist Verbotszeit, und man sieht nichts von der SA.

Immer wilder wird der Kampf gegen die Bewegung, das Verbot der SA wird zwar aufgehoben, aber der Terror der Straße, der Presse und der Polizei nehmen zu. Es sieht so aus, als ob nun, im Sommer des Jahres 1932, der Kampf mit den Waffen in der Hand blutig ausgetragen werden würde.

Jetzt gilt es, sagt sich der Afrikaner, du hast in drei Erdteilen gefochten, du wirst auch hier nicht fehlen, wo ein irres System gestürzt werden soll.

Er drückt dem Zellenleiter gegenüber den Wunsch aus, in die SA einzutreten, und sieht das Staunen in dessen Gesicht.

Sie gehen dann doch gemeinsam zum nächsten Sturm, dessen Lokal ein paar Häuser weiterhin gelegen ist. Sie sehen den Sturmführer und einige der Männer, und es wird etwas davon gesprochen, daß die Aufnahme in die SA gesperrt sei. Sie gehen weiter zur Reserve und sehen sich dort den Betrieb an.

„Ihrem Alter nach gehören Sie in die Reserve", sagt der Zellenleiter.

„Nein", antwortet der Afrikaner, „kommt für mich nicht in Frage. Wenn ich mitmache, will ich aktiv sein. Ich will nicht in der SA bleiben, ich will nur nicht versäumen, mit dabei gewesen zu sein, nun, da es gilt, zu kämpfen. Ich war lange genug Offizier, ich kann militärisch etwas, weshalb soll ich nicht bei einer aktiven Formation die Waffe in die Hand nehmen dürfen?"

Der Zellenleiter weiß nicht recht, was sagen. Er hatte schon mit seinem eigenen Sturmführer gesprochen und gehört, der wolle ungern frühere Offiziere.

Der Sturmbannführer ist derselben Auffassung. Was sollte man da tun? Soll man den Afrikaner kränken, der den besten Willen hat? Nein. Mag er es selbst versuchen.

Der Afrikaner versucht Sturmführer und Sturmbannführer zu sprechen. Tagelang gelingt es nicht. Nie sind sie da, oder sie sind gerade weggegangen.

Endlich, spät an einem Sonnabend abend, erwischt er den Sturmbannführer vor einem Verkehrslokal und bittet um Aufnahme in die SA. Er schildert seine Beweggründe, möchte in den Sturm seines Zellenleiters, und der Sturmbannführer sagt zu.

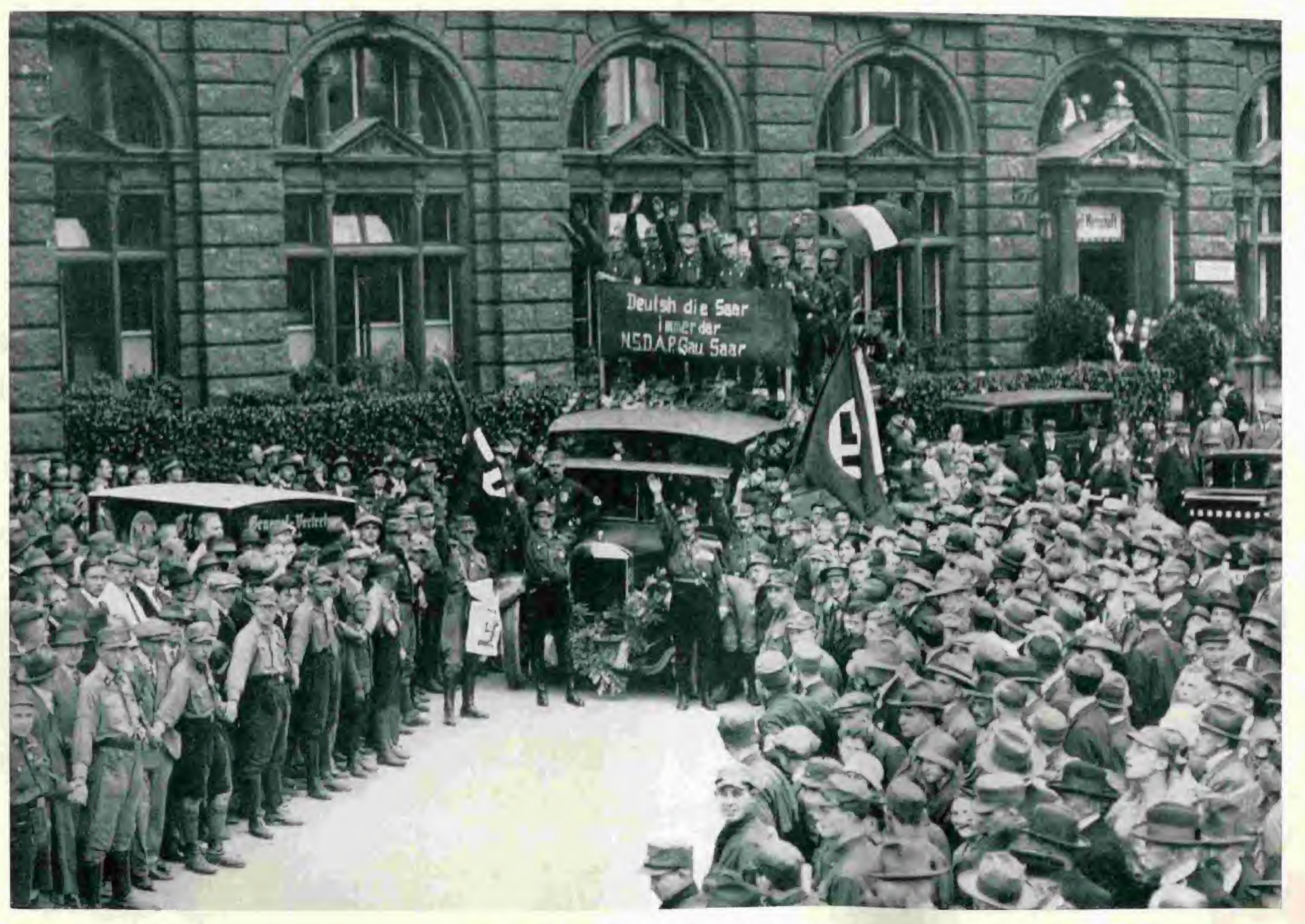
Am Sonntag vormittag ist der Afrikaner unterwegs, er trommelt Ladeninhaber aus den Betten oder auch nur aus der Wohnung, es gelingt ihm, Kleidung, Stiefel und Ausrüstung zu beschaffen, und er meldet sich am frühen Nachmittag eingepuppt zum Dienst.

Er wird der Schar zwei von Trupp zwei zugeteilt, sein Scharführer ist wenig mehr als halb so alt wie er, und die Männer nehmen ihn kameradschaftlich und nett auf, ohne etwa seines Alters halber zu spotten.

Der Sturmführer betrachtet ihn lange Wochen hindurch sehr mißtrauisch, der Zugführer ist etwas unsicher, weil der Afrikaner militärisch mehr weiß als er, aber die Männer kommen ihm herzlich entgegen, abgesehen vielleicht von einem oder dem andern Streber, der in wehrsportlichen Dingen einen Konkurrenten fürchtet.

An den Scharabenden, wenn gemeinsam ein Stiefel getrunken wird, lernt man sich kennen, bald weiß man gegenseitig alle Nöte und Sorgen und die ganzen Familienverhältnisse, und der Afrikaner erkennt die ungeheure Stärke der SA, ihren unverbildeten, rauhen, geraden und tapferen Geist, er begreift, daß eine Bewegung, die eine SA zum Rückgrat hat, niemals unterliegen kann.

Er, der frühere Hauptmann, nimmt die Knochen vor seinem jungen Scharführer zusammen, er steht seine Wache vor dem Sturmlokal genau wie jeder andere, er will keine besondere Leberwurst gebraten haben, er will nichts anderes sein als ein einfacher SA-Mann des Führers. Er wird zu



Nr. 24 SA des Saargebiets in Nürnberg 1927



Nr. 25 Durchsuchung einer SA-Truppe nach Waffen
durch die Schupo in der Mark 1927

gegebener Zeit Scharführer, und die Kommune erwischt ihn, der unverwundet durch Aufstände in Ostasien, durch Kämpfe mit wilden Negerstämmen, durch den Weltkrieg und durch die Greuel des Baltikum gegangen ist. Er weicht nicht vom Platz, er hat auch noch Glück, blutüberströmt steht er seinen Mann, so gut es geht, bis die Gegner türmen.

Mehr ist von ihm nicht zu sagen. Die SA hielt ihn fest, wie sie jeden deutschen Menschen festhält, der bereit ist, für den Führer das letzte Opfer zu bringen und der ihren Geist, ihre Kameradschaft und ihre Opferfreudigkeit erkannt hat. — — —

* * *

Dem Jungen starb der Vater früh. Er sah dann tagtäglich das Treiben in der Kneipe, die die Mutter weiterführte, mit andern Augen. Sie nahm sich bald einen sehr viel jüngeren Freund. Er war, wie sich das im kommunistischen Viertel für einen großen, strammen und kräftigen Menschen gehört, bei Rotfront und verschwand mitunter in andere Stadtteile, wenn dort Terrorakte durchzuführen waren oder eine Naziversammlung gesprengt werden sollte.

Der Junge sah, wie die Mutter in sexueller Hörigkeit ihrem Freunde untertan wurde, ja ihm völlig verfallen war, ohne daß er bei seiner Jugend und Unwissenheit alle die komplizierten, seelischen und körperlichen Zusammenhänge begreifen konnte, die zu einem derartigen Verhältnis führen.

Er stand abseits. Die Mutter kümmerte sich nicht um ihn, sie vernachlässigte ihn, da sie nur noch Augen für ihren Freund hatte, der das Szepter in der Kneipe geschickt und selbstbewußt schwang.

Da verkehrten Dirnen, Kommunisten und Zuhälter. Die Dirnen nahmen sich mit der Gutmütigkeit ihrer Art manchmal des Jungen an, wenn er allzu schlecht behandelt wurde und traurig in der Ecke saß, um seine Schularbeiten zu machen.

Er sah, wie die Dirnen abrechneten, er erlebte, wie sie geschlagen wurden, wenn sie nicht genug Geld brachten oder wenn der Zuhälter betrunken war, er hörte den Haß der Kommune gegen die Faschisten, und wenn er dann, mehr aus scheuer Neugier als aus andern Beweggründen, einen Trupp oder einen Sturm SA marschieren sah, so folgte er ein Stück weit und hörte Kampflieder, die ihn in irgendeiner, ihm unerklärlichen Form im allertiefsten Herzen berührten. Sie schienen ihm ein heller Glanz zu sein als ausgesprochener Gegensatz zu seinem eignen, kümmerlichen Leben in dem Schmutz und der Verworfenheit seiner Umgebung. Er war nun aus der Volksschule heraus, an eine Lehre oder einen bestimmten Beruf wurde nicht gedacht, er fegte die Kneipe, spülte Gläser, lernte Bier ausschenken und die groben Holzdielen schrubben.

Er war ein nicht schwächlicher, aber auch nicht kräftiger Mensch, er war etwas unter Mittelgröße und durchaus und in jeder Hinsicht unauffällig. Er ging über die Straße, wie tausend andere gehen, ohne daß sie auf irgend jemanden den geringsten Eindruck machen. Er zeichnete sich durch nichts aus, es sei denn eben seine Unauffälligkeit. Nichts war an ihm, das etwa auf verborgene Talente schließen ließ, auf ein Heldentum oder auf eine hervorstechende, beschwingende Eigenschaft. Er war ganz einfach ein junger deutscher Mensch.

Er hatte höchstens, gewissermaßen zum Ausgleich der bösen Einflüsse seiner Umgebung, eine instinktive Reinheit, die seinen Blick schärfte.

Der Freund der Mutter bemerkte, mit welchen Augen der erwachende Junge ihn und manchmal auch die Mutter betrachtete. In die Verachtung

für den Jungen mischten sich Unbehagen und Bösartigkeit. Sprang der Junge auf einen Befehl hin nicht sofort, gab es Dresche.

Dicht bei der Kneipe, drei Häuser weiter, war eine Bäckerei mit einem Lehrling, einem zwar naseweisen, aber tüchtigem Menschen mit frischem, roten Gesicht. Er brach eines Tages mit der Nachricht in die Sehnsucht des Jungen, er sei in die SA eingetreten. Ja, er hätte lügen müssen, weil er doch erst siebzehn Jahre alt und damit unter der Altersgrenze sei. Eigentlich hätte er zur HJ gehen müssen, der Sturmführer habe ihn auch prüfend und mißtrauisch angesehen, sei dann aber doch einverstanden gewesen. Das braune Hemd habe er zu Hause, im Geschäft dürfe er es nicht zeigen, sonst fliege er hinaus. Er habe auch schon Dienst mitgemacht, es sei einfach fabelhaft, wie das alles dort klappe.

Der Junge aus der Kneipe war fassungslos. Er sagte sich, auch er mit seinen siebzehn Jahren könne in die SA, jäh kam seine Sehnsucht nach Reinheit über ihn, die starken Lieder der marschierenden SA summten in seinem Kopfe, er hörte den wuchtigen Schritt auf dem Pflaster und sah die Hakenkreuzfahne flattern, den verdammten Fetzen, wie die Besucher der Kneipe sagten.

Gleichzeitig kam ihm die bittere Erkenntnis, daß der kommunistische Freund der Mutter und damit auch diese niemals ihr Einverständnis geben würden.

Dann erwachte sein Trotz. Vom Bäckerlehrling erfuhr er mehr über die SA und die Bewegung und er ahnte, daß er sich als Kämpfer im braunen Hemd von der ganzen Umgebung befreien könnte, die ihn erbitterte und verbitterte, und daß er damit zu jenem Glanz des Lebens kommen könne, der ihm beim Vorbeimarsch der SA das Wasser in die Augen getrieben hatte.

Vom Führer wußte der Junge wenig. Was der Bäckerlehrling erzählen konnte, war unklar und ziemlich verworren. Bei dem Jungen handelte es

sich auch nicht um Wissen oder darum, daß er durch hartnäckige Diskussionen aus einem feindlichen Lager herausgeholt werden mußte, er folgte ganz einfach und sicher dem Stern, den er gefühlsmäßig erkannt hatte.

Er ging zum Sturmführer, schilderte seine Lage und alles, was ihn bewegte. Er wurde sehr genau geprüft, da man mit Spitzeltum aus kommunistischen Kreisen rechnen mußte, jedoch er bestand die Prüfung. Und überdies fand er eine Botenstelle in einem Lebensmittelgeschäft, für das er auf einem Dreirad Lieferungen an die Kundschaft auszufahren hatte.

Er packte etliche seiner Habseligkeiten, mietete sich eine Schlafstelle, ein finsteres, kleines Loch, für wenige Mark, rechnete sich aus, daß er mit den zwölf Mark, die er wöchentlich erhalten sollte, auskommen und sich sogar Braunhemd und Mütze, Koppel und Stiefel absparen könne und trat in den Sturm ein.

Er lernte nun als politischer Soldat des Führers, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen.

Er hat dann seine Mutter bis zum Sieg der Bewegung niemals mehr besucht, er hat sie nur zufällig manchmal auf der Straße getroffen und ihre Klagen über sein Verhalten angehört, er hat einen dicken Strich zwischen dem Leben in der Kneipe und dem jetzigen als SA-Mann und Kämpfer gezogen, und er hat die anderthalb Jahre bis zum Umschwung unverdrossen und eisern seine Pflicht getan.

Gewiß, es war nicht ungefährlich gewesen, er war in den Kreisen der Gäste der Mutter und ihres Freundes so bekannt, daß man ihn wütend verfolgt hatte, er hatte sich in kindlicher Anhänglichkeit seine Schlafstelle doch nicht allzuweit von der Mutter Kneipe entfernt ausgesucht, vielleicht, weil er in seiner Flucht doch ein leises Unrecht empfand, das er durch ein Opfer auszugleichen bestrebt war.

Oft, wenn die Kommune unterwegs war, mußte er von Kameraden nach Hause gebracht werden, und er hat auch an einigen Zusammenstößen teilgenommen, die kritisch aussahen, aber glimpflich verliefen.

Das Haus seiner Mutter hat er am Tage nach dem Siege betreten, er kam in Uniform und sagte inmitten von Kommune und Zuhältern laut sein Heil Hitler, und dieses eine Mal war das einzige Mal, daß er etwas Besonderes tat. Es wäre ihm beinahe schlecht bekommen, die Kommune schäumte, und vielleicht hatte er es nur dem Eingreifen der Mutter, die zwischen Furcht und Stolz schwankte, zu verdanken, daß er ruhig sein Bier austrinken und die Kneipe unverletzt verlassen konnte.

Er tut auch heute noch still, bescheiden und unauffällig seine Pflicht, er ist Rottenführer, und man kann sich auf ihn unbedingt verlassen.

Er fährt heute einen kleinen Lieferwagen, man hat im Geschäft volles Vertrauen zu ihm und zu seiner Zuverlässigkeit, vielleicht rückt er bald weiter auf und kann das nette Mädel heiraten, das er gefunden hat.

Er ist einer jener stillen Kämpfer, die nichts wollen, auf kein Entgelt rechnen und die deshalb so sicher im Glauben an den Führer sind, weil sie durch ihn auf eine andere Plattform gestellt wurden und durch ihn ihre eigne Daseinsberechtigung erkannten. — — —

* * *

Er war aus dem Elsaß und der Sohn eines Försters. Aufgewachsen in weiten Wäldern wußte er schon als Kind mit der Büchse umzugehen, er war ein gesunder Mensch und hatte dabei jene alemannische Besinnlichkeit, die gerade im alten Kampfgebiet, das jahrhundertelang umstritten wurde, zu verschrobenem Idealismus, zu starrer Opposition oder zu eigenwilligem Komplex ausarten kann.

Er hielt es zu Hause nicht aus, wo tagtäglich und später, in der Zeit des Stellungskrieges, fast ununterbrochen der Lärm der Schlachten in dumpfem Donnern und Poltern vernehmlich war. National von Gesinnung ging er als Siebzehnjähriger zu den Fahnen, direkt von der Schulbank weg.

Er hat dann als Kriegsfreiwilliger das letzte Jahr des Völkerringens mitgemacht und er sah nach dem schlimmen Ende seine Heimat in Feindeshand, seine Eltern vertrieben wie zehntausende und hunderttausende Anderer, die aufrecht bleiben wollten.

In seinem Leben war kaum noch etwas da. Die grünen Wälder waren weg und die tiefe Einsamkeit elsässischer Förstereien, die Heimat war weg und das vertraute, zwiespältige Idiom, an das er gewohnt war, die Eltern waren irgendwo in einem Flüchtlingslager untergebracht, und man selbst stand da, mit umgehängtem Gewehr, mit Handgranaten und Patronen und einem Tornister, aber ohne jede Führung von seiten jener Männer, die zu Führern bestimmt schienen und vor den roten Banditen versagt hatten.

Dann stand man vor der Werbestelle eines Freikorps. Es war ein rauchiger, schmutziger Raum, Soldaten aller Waffengattungen, jeglichen Alters und jeden Dienstgrades, aber alle mit dem gleichen, brennenden Ausdruck in den Augen, lagen oder lümmelten sich herum. Plötzlich befand man sich im nächsten Zimmer vor einem schneidigen, kurz angebundenen Offizier und wurde scharf, kritisch und prüfend angesehen. Nach etlichen Fragen anhand unvollkommener Papiere erhielt ein Schreiber eine Anweisung, und man gehörte einer Formation an.

Die Fahrt nach Kurland folgte, an der Grenze sah es übel aus, da stand im tiefen Schnee ein altertümlicher Zug, in dem höchstens eine einzige Scheibe heil war, Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere sangen und tranken,

immerhin, man wurde auf der Weiterfahrt nicht mehr derart gemein beschimpft wie auf den Stationen im Reich. Die litauische Bevölkerung, eingemummt in die unmöglichsten Kleidungsstücke, brachte allerlei an Verpflegung an den Zug, gute Verpflegung, die man von Deutschland her nicht mehr kannte und die man hier für billiges Geld kaufen konnte. Der Zug mit seinen geschwächten und müden Federn ratterte langsam und bedächtig weiter, es wurde fast mit jeder Stunde kälter, und dann hielt man eines Tages in der Stadt, in der das Schloß der früheren Herzöge von Kurland auf der Insel steht.

Es ging gleich los. Der Befreiungszug nach der ragenden, vergewaltigten deutschen Stadt an der Düna brachte erbitterte Kämpfe, bolschewistischer Blutterror und asiatische Grausamkeit hatten wollüstig geschwelgt.

Man war mit dabei, man kämpfte wie die andern braven Landsknechte, und man war frei und froh im Bewußtsein der Aufgabe, die es zu lösen galt. Das andere Leben lag weit zurück, Heimat und Jugend im Elsaß waren endgültig verblaßt.

Das neue Leben ging weiter, unbesorgt und eigentlich ohne persönliches Ziel, man führte nun sein schweres MG, man führte es gut und wirksam, man wurschtelte durch ein ziemlich friedliches halbes Jahr, man bemerkte den zunehmenden Haß der befreiten Landesbewohner und machte noch den Schluß mit. Das war, als schwere Schiffsgeschütze der fremden und feindlichen Großmacht Kurland, diese letzte deutsche Kolonie, unters Ziel nahmen und die baltischen Truppen, die letzte stolze Armee eines blutenden, ohnmächtigen Deutschlands, aus sicherer Ferne zusammenschossen und sturmreif machten für die hinterlistigen Pläne der einheimischen, undankbaren Bevölkerung.

Der Rückzug kam, ein böser, grauenhafter Rückzug mit allen nur erdenklichen Greueltaten, immer umschwärmt von heimtückischen Feinden. Nachher, jenseits der Grenze, folgte eine unklare Zeit, und das Freikorps kämpfte schließlich noch in Thüringen gegen Spartakus, verrichtete unwissentlich die Dienste für die marxistischen Bonzen und Schergen Deutschlands, die rechts gegen ganz links ausspielten, um beide zu schwächen und selbst um so fester im Sattel zu bleiben.

Der Förstersohn focht in Thüringen seinen letzten Kampf mit der Waffe.

Dann war alles vorbei. Statt des unbesorgten Nichts war eine grauenvolle Finsternis über Deutschland, die sich Frieden nach innen und außen nannte. So sah der Förstersohn die Dinge.

Er hatte verhältnismäßig viel gesehen. Da er Idealist und entwurzelt war, glaubte er den Worten der herrschenden Presse, und da er im Sozialismus eine Notwendigkeit erblickte, wurde er Sozialdemokrat. Die Reaktion kannte er zur Genüge, er hatte erlebt, wie sie durch Feigheit und Intrigenspiel letzten Endes mit daran schuldig wurde, daß mit den baltischen Truppen sein Freikorps zerschlagen worden war, die Kommune und Spartakus waren ihm von Thüringen her nicht fremd, und Demokratie und Zentrum kamen für ihn nicht in Frage.

Wie gesagt, er war hoffnungsloser Idealist, fanatisch im Suchen nach einem Ziel, er glaubte den Worten roter Bonzen, anstatt sich nach ihren Taten zu richten. Er wurde Fürsorger, seine Schulbildung reichte dazu aus, und hatte nun Arbeit und Brot. Er verlor seine Stellung, weil er ein Sozialist reinen Herzens war und sich weigerte, den Machenschaften seines Amtmannes, eines sozialdemokratischen Bonzen und ehemaligen Stallknechts, zu folgen und seine fürsorgerische Tätigkeit nach dem Parteibuch auszuüben. Es gelang ihm jedoch, eine andere Stellung zu finden.

Nr. 26

SA-Mann wird verhaftet, weil er sein Braunhemd nicht auszieht

Nr. 27

Die Polizei findet wieder nichts!

Nr. 28 In Jarmen erlebte die pommersche SA 1927 ihren ersten großen Tag

Nr. 29 Kundgebung der SA in Düsseldorf 1928

Erst ganz langsam, mit der ganzen Schwerfälligkeit der Blutmischung seiner Heimat, erkannte er die Irrlehren und die Verlogenheit, die Postenwirtschaft und die Landesverräterei seiner Parteiführer und wollte sie doch nicht wahr haben, weil sich irgend etwas in ihm gegen die rückhaltlose Erkenntnis auflehnte. Er, der in seinem Herzen alle Anlagen zum Nationalsozialisten hatte, ja, es eigentlich längst war, blieb in der sozialdemokratischen Partei als ein Fremder, der ausgelacht und verspottet wurde. Er wurde, als eine sogenannte nationale Regierung ans Ruder kam, schikaniert und verfolgt. Er wollte aus Hartnäckigkeit und aus verbissenem Stolz das sinkende Schiff nicht verlassen und wollte auch nicht zur Bewegung übergehen, weil er ihren Pakt mit der Reaktion als sicher annahm. Er verkrampfte sich in die Idee, daß das kein wahrer Sozialismus sein könne.

Eigenwillig und dickköpfig trat er nicht aus der sozialdemokratischen Partei aus. Er wollte nicht jenen gleichen, die am Sonnabend die Sklarekpfeile tragen und am Montag mit dem NSBO-Abzeichen erscheinen, und er tat erst den entscheidenden Schritt zur SA, als es wirklich allerhöchste Zeit geworden war. Und doch ist er sehr wahrscheinlich ein wertvollerer Mensch als mancher andere aus anderm Lager. Auf jeden Fall ist er in der SA einer der besten Kameraden, er ist dienstwillig und eifrig, er glaubt nun, da er wirkliche Taten sah, an den Führer, und er hat die Zeit der Verirrung zu den Roten längst und gründlich aus seinem Leben gestrichen. Er ist an sich ein stiller Mensch, trifft er aber Kameraden aus dem Baltikum in der SA, dann geht es ans Erzählen, dann wacht der Frontgeist in ihm auf, er spricht, wie alte SA-Männer sprechen, und niemand glaubt ihm die abwegige Vergangenheit. Ganz bestimmt hat ihn die SA von den Schlacken befreit, die an ihm hafteten, und ganz sicherlich gehört er zu denen, die ihr Leben für den Führer zu opfern bereit sind. — — —

* * *

Er hatte den Krieg in ganz jungen Jahren mitgemacht, hatte fast immer im Westen gekämpft, war durch die Hölle von Verdun gegangen, ein paar Mal angekratzt und geheilt worden, hatte das EK I erhalten und tat dann, um von der Nachwirkung einer Wunde geheilt zu werden, in der Etappe Dienst, als es sehr kritisch mit der Stimmung wurde.

Er sah, wie gefressen und gesoffen wurde, erst ekelte es ihn an, wenn er daran dachte, wie sie in Graben und Stollen, vorne im Feuer, gehungert hatten, dann packte ihn, der bisher aber auch gar nichts von seinem Leben gehabt hatte und aus der Vorkriegszeit nichts kannte als ein ärmliches Häuslertum im ärmlichsten Teil von Pommern, in jähem Ausbruch ein Hunger nach Wohlleben. Gewiß, er hatte Hemmungen zu überwinden, aber er sog dann doch das Gift der Zersetzung willig in sich ein. Klug oder überlegend war er von Natur aus überhaupt nicht, und die Volksschule in Pommern hatte ihm bestimmt nichts mitgeben können. Es war leicht für die aufrührerischen Elemente, ihn für sich zu gewinnen, als es soweit war.

Er, der tapfere, zuverlässige Frontsoldat wurde ein ziemlich bösartiges Mitglied des Soldatenrats, er, der immer gehorcht hatte, wußte plötzlich sehr hart zu befehlen, etwas war in ihm nun losgelöst, vielleicht als Reaktion auf unbedingte, vierjährige Pflichterfüllung, das radikal das Gegenteil von alledem war, was ihn bisher erfüllt hatte.

Er kam nach Berlin, er ging zum Spartakusbund, er war einer der wütendsten roten Kämpfer, kaltblütig bediente er sein schweres Maschinengewehr oder seinen Karabiner, feuerte er mit seiner Pistole oder warf seine unfehlbare Handgranate.

Er wurde der gefährliche Typ des roten Revolutionssoldaten, der sich rücksichtslos einsetzte. Er haßte mehr als alle anderen die Unabhängigen und Sozialdemokraten, für ihn waren sie schlimmere Feinde als Bürgertum und

Reaktion, weil sie Proleten waren wie er, aber nun etwas Besseres sein wollten und ihn und seine Kreise zu beherrschen versuchten.

Dann, ganz plötzlich, ekelte ihn die Feigheit der eignen spartakistischen Führer an, und in der Zeit, in der sich seine Zweifel an ihnen verdichteten, wurde er verwundet.

Es gelang ihm, zu entkommen, er landete in einem Schlupfwinkel, und eine Dirne pflegte ihn in aller Verborgenheit. Er hatte das Glück gehabt, durch einen Zufall die Militärpapiere eines an der Westfront Gefallenen zu besitzen, die ungefähr auf ihn paßten, und nur so war es möglich, daß er unentdeckt und unbelästigt blieb.

Der Häuslersohn aus Pommern lebte in wüster Umgebung in der Großstadt von einem Mädchen, fand manchmal etwas Arbeit, ohne an regelmäßige Arbeit heran zu wollen, er war unstet und aus dem Geleise geworfen, er befand sich inmitten der bösen Umgebung, triebhaft an sie gebunden und doch fremd und nicht dazu gehörig.

Er konnte später über den Gang jener Jahre keine richtige Rechenschaft ablegen, sie lagen mit ihren entwürdigenden Einzelheiten irgendwo verkapselt gleich einem unklaren, halb vergessenen Traum.

Den Auftrieb gab die Dirne, die plötzlich, vielleicht gelockt durch den guten Kern des Mannes, anständig werden wollte und ihn mit sich nach oben nahm.

Sie verkauften beide Zeitungen eines großen demokratischen Verlages, es gelang ihnen, sich ziemlich frei zu machen von dem verworfenen Kreis, dem sie jahrelang verfallen gewesen waren, und nun, da sie regelmäßig dieselben Blätter lasen, wurden sie politisch.

Besonders ihn widerte das Geschmus der Zeitungen an, er erkannte die Verlogenheit und las dann, da es immerhin schon auf einen oder zwei

Groschen nicht mehr so sehr ankam, jene Zeitungen der NSDAP, die in seinen Blättern derart unflätig beschimpft und angegriffen wurden.

Sie lebten sehr sparsam, sie verkauften fleißig und konnten sich einen kleinen Verkaufsstand zulegen. Er bestand aus einem großen Kasten mit Dach und Fenstern, hatte kleine Räder und wurde abends in einen Hof gerollt.

Sie heirateten. Die Frau war aufgeschwemmt und sehr dick geworden, sie war bestimmt keine Schönheit mehr, und er war nun bei solidem Leben wieder ein strammer, kräftiger Mann. Während sie meistens im Kasten hinter dem Schiebefenster thronte, trug er Zeitungen aus und besorgte den geschäftlichen Teil.

Im allgemeinen sind derartige Zeitungsstände neutral, auch Reichsbanner und Kommune vergreifen sich selten an ihnen, wenn nicht gerade nationalsozialistische oder reaktionäre Zeitungen allzu sichtbar heraushängen.

Die beiden Menschen sahen von hier aus, mitten in entsprechendem Viertel, Umzüge mit Fahnen und Plakaten aufreizenden und törichten Inhalts. Rotfront brüllte über die Straße, und das Reichsbanner marschierte unter riesigem polizeilichem Aufgebot, verlacht von den radikalen Genossen, die hämisch an den Ecken standen.

Eines Tages marschierte die SA, es kam just an der Ecke zu einem Zusammenstoß, mehrere Überfallwagen kamen hinzu, in der Straßenschlacht wurde der Zeitungsstand umgekippt, alles was drin war, wurde zertrampelt. Die Kommune sah, daß nationalsozialistische Zeitungen herausflatterten, und schlug den ganzen Kasten kurz und klein, die dicke Frau bekam Herzkrämpfe und starb.

Der Mann stand nun da, das Wägelchen mit dem Stand war noch nicht voll bezahlt, was erworben war, war verloren. Das bischen Bargeld



Nr. 30

Dr. Goebbels spricht zu seinen SA-Kameraden in Blumenberg 1928

Nr. 31 SA zu Pferd und zu Fuß im Dienste der Volksaufklärung 1929

Nr. 32 Dicke Luft!

reichte zu einem kümmerlichen Begräbnis, der Mann ging als einziger mit, niemand interessierte sich für die tote Frau, die nach einem wechselvollen Leben zur Einkehr gekommen war.

Der Häuslersohn lebte von da an mit hunderttausenden Anderen das Leben jener Erwerbslosen, die keine Unterstützung empfangen, er lebte planlos und ziellos vor sich hin, er stand eines Tages unten am Hafen neben einem schlanken, drahtigem jungen Menschen in braunen Hosen, dunklem Hemd und Wollweste mit Schal, er sah, wie ein Fremder an den Mann in braunen Hosen herantrat und ihm kalt drohend sagte, er solle schleunigst aus dem Stadtviertel verschwinden, er werde sonst fertig gemacht werden, er entnahm der Unterhaltung, die nun entstand, daß es sich um einen Sturmführer der SA handelte, und jäh erwachte in ihm kämpferischer Soldatengeist.

Er ging, wie Erwerbslose gehen, hinter dem Sturmführer her, sah ihn in einen Keller, in ein bescheidenes SA-Heim einbiegen, getraute sich an diesem Tage jedoch noch nicht, hineinzugehen, fand aber doch etliche Tage später den Mut dazu.

Die Bewegung und ihre Ziele waren ihm durch sein Zeitungslesen nicht ganz fremd, er hatte längst empfunden, daß da ein neuer Wind von Sauberkeit und Klarheit wehte, aber das alles war ihm in voller Klarheit erst zum Bewußtsein gekommen, als er neben dem Sturmführer am Hafen gestanden und ohne Worte einen unerklärlichen, persönlichen Konnex gefunden hatte. Denn wie der Sturmführer der SA gekleidet war, wie er sich bewegte und sprach, wie er ruhig gegenüber der Drohung des andern geblieben, das hatte den Häuslersohn in seltsamer Weise in blutvolle Nähe zur SA gebracht.

Im Keller des Heims hatte ihn der junge Sturmführer auch nach seiner politischen Vergangenheit gefragt. Er konnte den klaren und forschenden

Augen gegenüber nicht lügen, er wollte es auch nicht, zum ersten Male seit langen Jahren sprach er rückhaltlos offen, vom Spartakus, von seiner Teilnahme am Aufruhr, von seinem Leben in der Tiefe. Es war ihm eine Erleichterung, seine Beichte ablegen zu können, und eine große Befreiung kam über ihn, als der Sturmführer ihm die Hand gab und ihn fest ansah.

So kam er in den Kampfjahren zur SA, er darbte mit ihr, hungerte mit ihr und kämpfte mit ihr im einbrechenden Licht des Werdens einer neuen Zeit.

Er ging mit dem Sturm hinein in die Gegend, in der er damals bei der Dirne Aufnahme gefunden hatte, um hier zu wirken. Da war es, wo er erkannt wurde, wo die Freunde von einst, Kommunisten und Ringvereinler, aus der Vergangenheit heraustraten und ihren blinden Haß auf ihn, den Abtrünnigen warfen.

Viel zu fest und sicher war in ihm der Glaube an Führer und Bewegung, als daß er Furcht hätte empfinden können. Beschwingt von dem Wechsel seines Geschickes handelte er so, wie er folgerichtig weiterhandeln mußte.

Er wußte von sich selbst, daß er einer der Kämpfer war, die diese wirre, schamlose Zeit zu einem Schutthaufen machen mußten, um darauf neu zu bauen. Was galt es, wenn ein Baustein zerbrach?

Er war, wie er früher der Frontsoldat gewesen war, nun der politische Soldat des Führers. Entsprechend dem revolutionären Drang seiner einfachen Seele handelte es sich hier um die Tat, um den Kampf, um die Erlösung der irregeleiteten Masse des deutschen Volkes.

Still und stolz tat er seine Pflicht wie ein Mann, der nichts mehr zu verlieren, höchstens alles zu gewinnen hat. Was liegt am Leben, wenn man weiß, wofür man kämpft, wenn man mutterseelenallein in der Welt steht? Wenn man davon überzeugt ist, daß es hier um die Seele eines ganzen Volkes geht?

Dem Häuslersohn war nichts fremd von den heimlichen Dingen der Großstadt. Er kannte das Leben und die Gedankengänge seiner Genossen von einst. Aber er machte keine Zugeständnisse.

Er sah, hier in der SA hatte er die Führer, die nicht versagten. Nicht versagten wie die Führer der Armee im unseligen November, wie die Führer der Spartakisten später. Nein, hier waren Männer, die jedem ihrer Kameraden die Treue bis zum Tode hielten.

Er fühlte und erlebte den tiefen Geist von Kameradschaft in Männern aus allen Kreisen, da sie ein hohes Ziel verband. Es war hier derselbe Geist der Gemeinschaft wie im Schützengraben, jedoch mit dem Unterschied, daß kein Klassenunterschied anerkannt wurde.

Der Häuslersohn empfand zum ersten Male wieder, daß sein Dasein einen sauberen und großen Zweck hatte. Und die Aufgabe, mit den wenigen und schwachen Stürmen der SA die feindliche Großstadt zu erobern, schreckte ihn nicht etwa, sondern reizte ihn gerade.

Er machte Überfälle und Saalschlachten mit, ja, er zog auch zwei oder dreimal die Pistole und schoß, nicht etwa unruhig und schnell hintereinander, nein, mit der unerschütterlichen Ruhe des alten Frontsoldaten auf ein bestimmtes menschliches Ziel. Er geriet mit der Polizei in ernsten Konflikt und saß ein paar Monate, er hatte insofern Glück, als man so froh war, ein schnelles Urteil über einen SA-Mann fällen zu können, daß man auf Papiere und Dinge der Vergangenheit keinen sonderlichen Wert legte.

Er kam zurück zum Sturm, der nun eine stattliche Größe erreicht hatte, und tatsächlich, da standen auch einige seiner früheren Genossen von Rotfront, die ihn freudig, wenn auch doch ganz leicht verlegen begrüßten. Überhaupt wurde er mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die ihm fast das Wasser in

die Augen trieb, und dann — war es möglich? — heftete ihm der Sturmführer einen Stern an.

Als er sich auf einer Streife das Kampfgebiet ansah, erkannte er am wilden Ausdruck der Gesichter, wie sehr man ihn haßte und daß man seinem Einfluß den Abfall jener Genossen zuschrieb.

Er lachte darüber, war viel zu sehr erfüllt von der Freude über den Erfolg und von verstärktem revolutionärem Geist, als daß er sich hätte Sorgen machen können oder wollen.

Nie hatte er an dem Sieg der SA gezweifelt, aber jetzt, da klar wurde, in welchem Tempo das rote Viertel erobert wurde, wuchs das Gefühl des Fortschrittes.

Sie erwischten ihn.

Es war in dunkler Nacht, er war allein, er hatte eine Minute oder eine halbe nicht aufgepaßt, seine Pistole hatte ihm damals die Polizei abgenommen, aus zähem Trotz und Frontkämpfergeist wich er nicht und, wie er den ersten Messerstich hatte, brach er zusammen. Er erhielt einen zweiten und fühlte dann nicht mehr, wie weitere kamen, wie man auf ihm herumtrampelte und seinen Körper entstellte.

Seine Seele hatte schon den Gang zu den unsterblichen Kameraden der SA angetreten, die ihm vorausgegangen waren und gleich ihm die Wegbereiter waren für das Reich des Führers. — — —

* * *

Es war eigentlich reiner Zufall, daß er gleich nach dem Abitur mit den Hamburger Zimmerleuten zusammenkam und dadurch nicht nur in ihren Kreis aufgenommen wurde, sondern auch die glänzend bezahlte Arbeit bei dem Fabrikneubau an der Elbe erhielt.

Nr. 33

Berliner SA wirbt auf dem Lande 1929

Nr. 34

Dr. Goebbels bei verwundeten SA-Männern



Nr. 35

Gewiß, es war eine schwierige Arbeit, die unbedingte Schwindelfreiheit erforderte, aber gerade deshalb war auch das Angebot von Kräften nicht groß. Oder glaubt Ihr, es sei ein besonderes Vergnügen, über dem leeren Gerippe des großen Eisenbetonbaus in großer Höhe über der Erde zu arbeiten? Sicherlich, man gewöhnt sich daran. Wer von der Wasserkante ist, erfreut sich dort oben auch an den ragenden Kirchtürmen seiner Stadt, an den vielen Masten und den Riesenschiffen, die mit der einsetzenden Ebbe flußabwärts gehen.

Auf jeden Fall verdiente der Werkstudent mit seinen neunzehn Jahren über sechzig Mark die Woche, und wenn er auch vom ersten Geld den zunftmäßigen Einstand und nachher manchen Trunk bezahlen mußte, verblieb doch genug für die Mutter und den stellungslos gewordenen Stiefvater.

Die Arbeit war interessant. Erst stieg das Gerüst zu schwindelhafter Höhe auf, dann wurden die Verschalungen für den Beton zusammengeschlagen. Die übrigen, nachfolgenden Arbeiten machten die Eisenbieger und Maurer.

Aber die Zimmerleute sind die Überlegenen. Sie führen. Sie sind die radikalen Kommunisten, nur ein Einziger vom Bau ist Sozialdemokrat und daher nicht sehr geachtet. Jeder anständige Zimmermann kann nur zur KPD gehören. Die inferioren Maurer — was wären sie auf dem Bau ohne die kühnen Zimmerleute? — gehören grundsätzlich zur SPD. Sie gelten als weich und bürgerlich, stellt man ihnen nicht ein wunderbares Gerüst hin, dann meckern sie, weil sie Angst haben, herunterzufallen. Die Obleute der Zimmerleute sind nie aus Hamburg, der Hamburger ist zu konservativ und bedächtig. Immer sind es Fremde, die den Hang zu kommunistischer Herrschaft haben.

Wie es damals kam, weiß man nicht recht. Bauhilfsarbeiter, die nicht einmal organisiert waren, hetzen gegen den Wehrwolf, der Werkstudent

gehört ihm nicht an, er gehört seit Jahren zur Deutschen Freischar.

Sie sind mit dem Bau auf fast dreißig Meter Höhe gekommen, und der einzige sozialdemokratische Zimmermann fragt dort oben den Werkstudenten, ob er im Wehrwolf sei, was der wahrheitsgemäß verneint.

„Wi hefft di jümmer förn Keerl holen, ower dat du dine Gesinnung verleugnen deist, dat harrt wi nich vun di dacht", war die Antwort.

„Dat hest nich to me seggen sullt."

Da ist nun nichts mehr zu machen, die Beleidigung muß ausgetragen werden. Beide geben ihr Geschirr ab, die Kameraden nehmen es in Empfang und stellen sich, es sind elf oder zwölf Mann, an den Rändern der nicht ganz drei Meter breiten Gerüstauflage auf, damit die beiden Gegner in der Hitze des Kampfes nicht etwa die dreißig Meter herunterpurzeln.

Sie haben sich gleich zu fassen. Der Zimmermann ist größer, schwerer und stärker, der Werkstudent gewandter und besser durchtrainiert. Das gleicht sich mehr oder weniger aus, beide erhalten Hiebe, jeder gibt und nimmt, es ist ein langer und erbitterter Kampf auf den wippenden Brettern in bedenklicher Höhe, und er endet damit, daß die Gegner völlig erschöpft sind, nicht mehr weiter können und ermattet liegen bleiben.

Das Ansehen des Werkstudenten steigt seitdem, man hat ein paar Lagen und Schnäpse draufgesetzt, er wird nun wirklich als voll angesehen, und seine kommunistischen Kameraden nehmen ihn gegen die sozialdemokratischen Maurer und Eisenbieger in Schutz, wenn er seiner nationalsozialistischen Überzeugung halber angepöbelt wird.

Er lebt sich völlig ein in das Leben der Zimmerleute, die streng auf Tradition und Zunftgebräuche halten, von denen jeder seine drei Jahre und einen Tag auf Wanderschaft gewesen sein muß oder den einen Knopf nicht schließen darf. Er geht wie sie im breiten Kameruner, in Schnitthose und

Jacke, deren Knöpfe vorschriftsgemäß in Z-Form angenäht sind, wie sich das gehört, und er hat sein Geschirr im richtigen Charlottenburger. Seine Überzeugung wird geachtet, oft finden lange und hitzige Debatten statt, man hält im übrigen eine feste und gute Kameradschaft.

Das Fabrikgebäude ist fertig, der Werkstudent hat soviel verdient, daß er ein Wintersemester studieren kann, nachher, im Frühjahr kommt man wieder zusammen zum großen Umbau an der Alster.

Der Obmann ist ein Lothringer mit einem französischen Namen, er ist noch jung, er ist ein überzeugter, fanatischer Kommunist und hat schon mit achtzehneinhalb Jahren eine rote Hundertschaft im Kampf während des blutigen Aufruhrs an der Ruhr geführt.

Wir haben nichts gegen deine Gesinnung, nur darfst du nicht in die SA eintreten, war sein Standpunkt gegenüber dem Werkstudenten und damit der Standpunkt der andern.

Für den jungen Menschen war ein Entschluß schwer. Hier stand seine Überzeugung, dort seine Eltern, die infolge der andauernden Arbeitslosigkeit des Stiefvaters völlig von ihm abhängig waren. Die Mittel für die Familie und für das eigne Studium konnte er nur durch die gut bezahlte Arbeit als Zimmermann aufbringen, er verdiente nun über siebenzig Mark die Woche, in jedem andern Arbeitsberuf hätte er höchstens die Hälfte gehabt. Du mußt noch warten, tröstete er sich, du kannst auch hier im Sinne deiner Überzeugung wirken, indem du die andern beeinflußt und zu dir ziehst.

Ein schwieriger Tag kommt, wie da unten, an der Alster eine Abteilung vom Stahlhelm zur Abfahrt zu einer Tagung in vollem Gepäck antritt. Die Zimmerleute sind wütend über die Herausforderung, der Obmann tobt, brüllt, „hinauf auf den Bau!" Die Maurer haben dort oben ihre Ziegel

geschichtet liegen, die sich glänzend dazu eignen, ein Bombardement auf die Lastwagen vom Stahlhelm zu eröffnen. Alle hetzen die Leitern hinauf, um sofort zur Tat überzugehen, nur der Werkstudent zögert, wie er nun auch dort oben steht.

„Und du willst Revolutionär sein?" sagt der Lothringer verächtlich, da er das Zögern ebenso bemerkt, wie es die andern bemerkt haben. Indem setzen sich die Lastwagen mit den Stahlhelmern in Bewegung, sie haben Glück, die wenigen Ziegel, die noch fliegen, erreichen sie nicht mehr.

Die Zimmerleute gehen mürrisch um den Werkstudenten herum, die Kameradschaft ist zum Teufel. Tagelang spricht keiner ein Wort mit ihm, er fühlt sich wie ausgestoßen und ist völlig vereinsamt. Stichelreden fallen, hämische Zurufe erklingen besonders aus den Reihen der sozialdemokratischen Maurer, die den Zwiespalt sofort bemerkt und mit Freude festgestellt haben. Immer sahen sie die Freundschaft des geistigen Arbeiters mit den robusten Zimmerleuten ungern.

Durch einen Zufall kommt das erste Gespräch wieder zustande. Beim Abreißen des alten Hauses findet sich ein Brett mit einer Inschrift auf der unteren Seite: „1865. Streik! Wir kämpfen für ein einiges, freies Deutschland!" Die Namen von drei Zimmerleuten sind darunter geschrieben.

„Auch damals waren wir Zimmerleute was Ordentliches", sagt der Lothringer mit Stolz zu dem Werkstudenten. Sie kommen in die erste Unterhaltung hinein, irgendwie wirkt doch die lange Gemeinschaft beim Bau, der Lothringer bietet seltsamerweise an, sie sollten doch Arbeitskameraden sein. Zimmerleute arbeiten immer zu zweit.

Sie sprechen sich weiter aus.

„Einen Beweis mußt du uns noch geben. Morgen ist Demonstrationszug gegen Brüning. Marschierst du mit uns hinter der roten Fahne, so erkennen wir an, daß du wirklich ein Revolutionär bist."

Was soll der Werkstudent tun? Soll er den nicht ausgesprochenen, aber doch vorhandenen Vorwurf der Feigheit auf sich sitzen lassen? Er überlegt sich, daß es schließlich gleichgültig sei, ob er mit der Kommune oder mit seiner Freischar gegen den schwarzen Kanzler marschiere, in der Wirkung sei es dasselbe.

„Du hast wohl Angst vor der Polizei, weil sie das letztemal mit dem Gummiknüppel gegen uns ging?" fragt der Lothringer weiter.

Das gibt den Ausschlag. Der direkte Vorwurf der Feigheit ist untragbar.

Der Werkstudent marschiert mit den Zimmerleuten im langen roten Zug direkt hinter der Fahne mit Hammer und Sichel. Die Polizei tritt nicht in Erscheinung, alles verläuft friedlich.

Das alte, gute Verhältnis ist wiederhergestellt. Dann kommt der Entschluß zum Streik der Zimmerleute, der in der Folge lange andauert. Gleichzeitig soll der Werkstudent aushilfsweise zu den Eisenbiegern versetzt werden, da davon einige ausgefallen sind.

„Das kann ich nicht annehmen, ich muß mit euch streiken", sagt der Werkstudent zum Lothringer. Er ist nicht organisiert, die Zimmerleute erhalten ihre vollen vierzig Mark Streikgelder je Woche.

Der Lothringer fragt nach den Familienverhältnissen. „Nein, du brauchst nicht mitzustreiken", entscheidet er, „arbeite als Eisenbieger für deine Familie."

Der Werkstudent merkt über alledem schon seinen Einfluß. Einer der Zimmerleute schwenkt von der KPD ab. Gewiß, er wird nicht gleich Nationalsozialist, er findet den entschlossenen Dreh nicht auf einmal, er wählt erst einmal volkskonservativ, vielleicht, weil ihm dieses Fremdwort gut gefällt.

Das nächste Mal ist er sicher bei uns. Selbst der Lothringer wird milder. Er lernt ein gesundes Hamburger Mädchen kennen, das mit beiden Beinen in der Wirklichkeit steht. Sie heiraten schnell, und er tritt von der Bühne des innenpolitischen Lebens weg. Er wird geradezu bürgerlich.

Der Werkstudent hat noch viel zu arbeiten, bis das Studium sichergestellt ist. Als Betonarbeiter, als Maurer, als schlechtbezahlter Landarbeiter und als Arbeiter einer Fabrik schlägt er sich durch, auch einmal für ein paar Monate als Zimmermann in einer großen Baukolonne. Dazwischen kommen dann die Semester auf der Hochschule.

Kommt er zur Arbeitsstelle, findet er Feindschaft und Ablehnung, man betrachtet mißtrauisch seine schmalen Hände, man will mit Werkstudenten nichts zu tun haben, gleich wird er gefragt, ob er in der SA sei. Er wird immer nur geduldet. Die echte, derbe Kameradschaft der zünftigen Zimmerleute findet er nicht wieder, er besucht einmal den Lothringer, der schon ein Kind hat, und er erlebt immer wieder allerlei an Verfolgung, wenn auch keine schweren Fälle von Terror. Er kann nicht in die SA, weil das Schicksal der ganzen Familie von ihm abhängt, er ist ein guter Nationalsozialist und wirbt gerade als mißtrauisch beobachteter Werkstudent, als geistiger Arbeiter durch Tat und Kameradschaft mehr, als er es durch Worte tun könnte. Erst nachdem sein Stiefvater nach entnervenden Jahren wieder eine Anstellung findet, kann er zur SA.

Darüber ist es sehr spät geworden, der Umsturz ist bereits erfolgt, und der Werkstudent ist das, was man einen Märzgefallenen nennt. Soll man deshalb bei ihm an seiner nationalsozialistischen Einstellung zweifeln oder ihn nicht für voll ansehen? Ich glaube nicht.

Das Geschick des Werkstudenten enthält keine großen und leuchtenden Taten, es ist stille und tapfere Kleinarbeit gewesen, er hat seiner Über-

zeugung halber allerhand an Schwierigkeiten überwinden und sehr oft sein Herz mutig in beide Hände nehmen müssen, wenn eine Lage kritisch wurde und die Tat forderte. — — —

Oft ist es Bestimmung gewesen, wie der eine früher, der andere später den Gang zur SA fand, den Gang in die braune Armee. Mancher, der spät kam, hat sein Päckchen getragen, mancher, der früh kam, hatte es leicht. Das eine ist dokumentiert, das andere nicht. Entscheidend ist dann der revolutionäre Schwung, der Geist, der vom Menschen ausgeht, und seine Wirkung. Seht ihm in die Augen, laßt ihn fünf Worte sagen, und ihr wißt, wer Revolutionär ist und wer nicht. — — —

Der Kampf um die Straße

Noch vor November 1923 ist es.

Der SA-Mann, der in Münchens Vorstadt zum Kameradschaftsabend gehen will, ist ein alter Kämpfer von der Westfront. Er ist sich seiner Kraft und seiner Kaltblütigkeit durchaus bewußt. Er weiß auch als einziger Nationalsozialist in einem großen Werk, was Betriebsterror, und als erster SA-Mann in dieser Gegend, was Straßenterror ist. Hier wird er oft genug bedroht und dort, in der Modellschreinerei der Gießerei, in der er Arbeit gefunden hat, hat er sich vielfach seiner Haut zu wehren. Man steht ziemlich gut gedeckt vor der langen Hobelbank, wenn man ein schweres Stemmeisen, mit dem man geradezu spielerisch umzugehen weiß, fest in den Händen hält und entschlossen ist, dem ersten besten der Belegschaft, die brüllend den Austritt aus der SA erzwingen will, den Schädel einzuschlagen, sobald Handgreiflichkeiten beginnen.

Es gibt viel Dienst. Fahrten mit dem Saalschutz in wunderschöne bayerische Städtchen, die der Idee des Führers erobert werden müssen. Schlimme Keilereien mit Stuhlbein und Messer. Dauernde Anpöbeleien von seiten der roten Bevölkerung dieser Vorstadt von Bayerns Residenz. Fahrt nach Koburg mit den Hundertschaften, die dort zum erstenmal die Straße vom

Nr. 36

An Schlageters Grab, Düsseldorf 1930

Nr. 37

Die SA am Grabe

Nr. 38 Treue um Treue

Nr. 39 Über Gräber vorwärts

marxistischen Terror befreien und der staunenden, erwachenden Bevölkerung zeigen, was nationalsozialistische Arbeiterfäuste leisten können. Man hat seine Erfahrungen gesammelt und sammelt weitere, immer gestützt vom Vertrauen in die eigne Kraft.

Der SA-Mann geht durch die enge Straße, die in einer Biegung am Berghang hinläuft. Er kommt an die Kneipe, bei der er weiß, hier heißt es aufpassen. Stimmengewirr ertönt, und zu den wenigen Gestalten, die vor der Tür stehen, kommen andere.

Erst sind es ein paar, dann ein Dutzend, hierauf etwa zwanzig.

Sie sehen, der SA-Mann ist allein, und der Augenblick ist günstig. Sie kennen ihn und wissen, daß er unversöhnlich im feindlichen Lager steht.

Sie gehen auf ihn los mit Knüppeln und Messern. Er, der in Schirmmütze und Windjacke gekleidet ist, wehrt sich erst mit den Fäusten und zieht schließlich, da es sehr ernst wird, sein Messer. Er hat gleich zu Anfang von hinten einen Schlag über den Schädel erhalten, und das Blut strömt ihm über den Kopf und in den Nacken.

Fast von Sinnen und einer Ohnmacht nahe regiert sein Wille den Körper zur Gegenwehr. Er sticht zu, nicht einmal, nein, immer wieder in jede Gestalt, die in Stichweite kommt. Er schafft sich Luft und steht wie ein verwundeter Bulle auf der Straße, während die zahlreichen Gegner sich mit ihren Verwundeten zurückziehen, um die nahe Polizeiwache zu erreichen.

Dann geht auch der SA-Mann, kaum seines geschundenen Körpers mächtig, schwankend die Straße hinunter. Der Schädel brummt, und der ganze Rücken ist naß und klebrig vom fließenden Blut. An der nächsten Straßenecke kommen ihm zwei Schutzleute in Begleitung eines Radfahrers entgegen, in dem er einen der Angreifer erkennt.

Er wird von der Polizei trotz seines Zustandes roh angepackt und schüttelt die Griffe ab. Es drängt ihn, sein Messer wieder zu ziehen und sich gegen

die unerhörte Vergewaltigung zu wehren, er hat jedoch noch soviel Überlegung, sich zu sagen, daß Widerstand gegen die Staatsgewalt einen üblen Ausgang nehmen werde.

Er wird zur selben Wache geführt, wo die roten Genossen verbunden werden, und stellt mit Befriedigung fest, daß es sich um eine ganze Reihe handelt, die von seinem „Zahnstocher" geritzt oder verletzt wurden.

Was macht man mit ihm? Den SA-Mann verbinden? Nein, kommt nicht in Frage.

Man nimmt ein Protokoll auf. Die Roten lügen, daß sich die Balken biegen und selbst ihre Freunde von der Polizei zweiflerische Gesichter machen, und der SA-Mann wird in eine Zelle eingesperrt, während diejenigen, die ihn angegriffen haben, ihrer Wege gehen können.

In der Zelle bleibt der SA-Mann bis zum nächsten Morgen und wird dann zum Polizeipräsidium gebracht. Anderthalb Tage sitzt er wiederum dort in einer Zelle, und hier bewilligt man ihm endlich auch einen Arzt, der die Wunden behandelt, die inzwischen ein übles Aussehen angenommen haben.

Immerhin, in der gerichtlichen Verhandlung wird ihm Notwehr zugebilligt, und er wird freigesprochen.

Von da an hat er Ruhe. Er hat sich ganz allein und für sich die Straßen erobert, die er täglich zu gehen hat. Die Roten wagen sich nicht mehr an ihn heran. So sehr sie ihn hassen, so fürchten sie ihn. —

* * *

Es ist ein bitterkalter Wintertag. Schnee liegt in den Straßen, eine matte Sonne steht am Himmel, und die SA will in ein Viertel marschieren, das als kommunistische Hochburg gilt. Ja, sie hat es bereits angesagt.

Der Scharführer sitzt noch an der Maschine, es hilft nichts, die Arbeit muß vorher fertig werden und zur Post, die Zeit langt nicht, ins Sturmlokal zu gehen, er muß direkt zum Sammelplatz der Standarte. Die Not im Hause ist groß, hier ist Gelegenheit, mit der Übersetzung ein paar Mark herauszuschlagen, und jede Gelegenheit muß benutzt werden, da sie selten ist. Als Nationalsozialist hat man wenig Aussicht, in seinem Beruf Beschäftigung zu finden, zufällig kann man eine fremde Sprache und hat von dem rührigen Ortsgruppenleiter den Auftrag zur Übersetzung des Manuskriptes erhalten.

Die Maschine klappert, und es klingelt. Die Frau des Scharführers macht die Tür auf und hat einen Rotfrontler vor sich stehen, der zwei Stück der roten Fahne und zwei Aufrufe in der Hand hält. Der Mann sieht ganz gut aus.

„Wollen Sie, meine Dame, heute nicht ausnahmsweise einmal eine rote Fahne kaufen und besonders den Aufruf der KPD sehr genau lesen? Ich empfehle Ihnen das letztere dringend. Ich weiß, Ihr Mann ist SA-Mann und . . . ich möchte Sie warnen."

Irgend etwas veranlaßt die Frau, die Zeitung zu kaufen und das Flugblatt zu lesen. Ist doch dieser Tag ein Tag, an dem ein entscheidender Schlag gegen die rote Straße geführt werden soll.

„Paß gut auf", sagt sie zu ihrem Mann, der endlich fertig ist mit seiner Arbeit. Er überlegt noch, wo der Brief am besten eingesteckt wird. Dann, auf der Straße, schwankt er einen Augenblick. Vielleicht langt die Zeit doch noch dazu, ins Sturmlokal zu gehen? Nein, sagt er sich, du gehst nun gerade zu diesem Briefkasten im Kietz und direkt zum Antrittsplatz der Standarte. Der andere Weg, der übers Sturmlokal, ist fraglos sicherer. Aber weil er sicherer ist, kannst du als Scharführer ihn gerade heute, nach der Warnung, nicht gehen.

Der Scharführer ist alter Soldat, weit älter als fast der ganze Sturm. Er geht, steckt den Brief ein, und dort, in der ziemlich berüchtigten Straße, trifft er die Frau eines seiner Männer.

Sie ist eine tapfere Frau mit erwerbslosem Mann und zwei erwerbslosen Söhnen im Hause. Sie arbeitet als Aufwartung, mal hier für fünfzig Pfennig die Stunde, mal dort für nur vierzig. Sie ist verblüht in diesen Jahren der Schufterei, in der engen, kalten, feuchten Wohnung von Küche und winziger Kammer für vier erwachsene Menschen, die nicht wissen, was mit ihrer Zeit beginnen.

Die Frau steht auf dem Bordstein, der Scharführer vor ihr, mit dem Rücken zur Häuserfront. Wie er sich umblickt, kommen hintereinander, in unregelmäßiger Gliederung und anscheinend nicht zusammengehörig, sieben Männer, die alle gut gekleidet, ohne Abzeichen und unverdächtig sind.

Der Scharführer wendet sich wieder der Frau zu, blickt auf die Uhr und will sich verabschieden.

Ein fürchterlicher Schlag über den Schädel, jäh von hinten geführt, läßt ihn schwanken. Fast schwindet ihm die Besinnung.

Er dreht sich herum und erhält einen wuchtigen Hieb mit einem Schlagring auf die linke Schulter. Der Arm hängt gelähmt herab.

Mit der Rechten wehrt er sich gegen die sechs Mann, die über ihn herfallen. Der siebente steht an der nächsten Ecke.

Blut läuft ihm übers Gesicht, in die Augen. Fast blind teilt er Faustschläge aus, haut hier in ein brutales Gesicht, dort unters Kinn. Wäre er nicht sportlich geschult von Jugend auf, läge er längst auf der Erde. Im Unterbewußtsein fühlt er, liegst du erst einmal, so bist du erledigt, dann trampeln sie auf dir herum.

Nr. 40

Für den Führer!

Nr. 41

Der Kampf um die Straße

Nr. 42

SA trauert um ihren von Belgiern im Jahre 1923 erschossenen Kameraden Ludwig Knickmann

Nr. 43

Staatsbegräbnis für verunglückte SA-Männer in Bochum 1933

Er bekommt etwas Bewegungsfreiheit, da einer der Angreifer zurücktaumelt.

„Du verfluchter Hund!" Er gibt ihm einen Kinnhaken. Die Angreifer flüchten, vielleicht weil sie sehen, wie das Blut über Brust und Rücken läuft. Mit Überraschung bemerkt der Scharführer, daß er das Feld behauptet hat. Er dreht sich herum. Sieben andere kommen auf ihn zu. Wie er sich blutüberströmt und halb benebelt gegen sie wendet, weichen sie aus und laufen davon.

Eine Taxe kommt. Der Scharführer winkt, rasch hinterher. Sie fahren um die nahe Kirche herum und erblicken niemanden mehr.

Der Scharführer ist nun einer Ohnmacht sehr nahe. Er beißt die Zähne zusammen. „Zur Rettungsstelle", sagt er. Der Fahrer weiß nur ungefähr, wo sie ist. Am Platz steht ein Schupo.

Er betrachtet kalt den Scharführer, der zusammengekauert neben dem Fahrer hockt, fast unkenntlich vor Blut.

Auf die Frage, wo die Rettungsstelle sei, zuckt er die Achseln. „Weiß ich nicht."

Sie ist knappe zweihundert Meter entfernt, ein Passant gibt die Auskunft, die der marxistische Schupo nicht geben will.

Wir werden euch das eines Tages austreiben, denkt der Scharführer, während er gewaschen und verbunden wird. Dann fährt er zum Antrittsplatz und meldet sich zum Dienst. —

* * *

Der junge Mann hat seine Freundin nach Hause begleitet, und es ist Mitternacht. Hier draußen, am Rande der Großstadt, brennen nahe dem Bahnübergang wenig Laternen.

Es ist heute spät geworden. Aber was soll man zu Hause? Jetzt, im Sommer der letzten Verbotszeit?

Erst der heimliche Dienst, dann der Bummel mit dem Mädchen. Schlafen kann man immer noch, man hat ja so viel Zeit. Gerne gesehen ist man zu Hause schon lange nicht mehr. Der Vater brutal im tiefen Haß des proletarischen Marxisten, die Mutter vergrämt und keifend. Hätte man nur Arbeit! Um endlich aus dem Elend der Tage herauszukommen!

Und zu essen gab es zu Hause auch nicht genug. Gut, daß das Mädchen manchmal etwas mitbringen kann. Sie ist ordentlich und sauber. Immer hat sie ein gutes Wort und eine gute Geste.

Sobald du Arbeit hast, wird geheiratet, denkt der SA-Mann.

Er geht die Straße entlang in der Richtung zur Wohnung der Eltern und biegt um die Ecke. Drei Mann kommen ihm entgegen. Der große Dicke, ist das nicht der kommunistische Verwandte von Vater her? Der geht so, daß er den SA-Mann streifen muß.

Sollst du abbiegen oder weglaufen? Nein. Das darfst du nicht und kannst du nicht, sagt sich der SA-Mann.

Er geht hart heran.

Der Große packt ihn mit jähem Griff riesiger Fäuste um den Hals, schüttelt ihn, drückt ihm die Luft aus, bevor Gegenwehr möglich ist. Schlaff sinken dem jungen, schlanken SA-Mann die Arme herunter.

Zischende Rufe erschallen. „Loslassen! Loslassen!"

An der Ecke, knapp zehn Meter entfernt, stehen zwei Kameraden, die Pistolen in der Hand. Auch die beiden andern Kommunisten haben gezogen. Der Große schwenkt den SA-Mann so, daß die Kameraden nicht schießen können, geht mit ihm langsam aus dem Schein der Laterne heraus.

Plötzlich läßt er ihn fallen, schon im Fliehen. Drei Gestalten verschwinden über den Bahnübergang, eilen in eine Kneipe, die ihnen Schutz gewährt.

Der SA-Mann atmet auf. Langsam legt sich der Schleier, der ihn umfing.

„Siehst Du, mein Junge, so geht's, wenn man nicht aufpaßt."

Der Scharführer sagt das tadelnd.

„Wären wir nicht die Streife gegangen und rechtzeitig gekommen, lägst Du tot im Rinnstein. Was hast Du überhaupt hier verloren, in diesem Viertel? Bist wohl nicht ganz richtig im Kopf, was?"

Sie machen einen Umweg und kommen von der andern Seite in die Nähe der Kneipe. Bäume und Buschwerk am Straßenrand verdecken sie.

Hier ist die Gefahr, die von der Polizei droht, nicht so groß, wie drüben, vor dem Bahndamm, nach der Stadt zu. Hier kann man in wenig bebautes Gelände verschwinden.

Sie lauern. Der andere SA-Mann meint, es sei wohl doch nichts mehr zu machen. „Nein", antwortet der Scharführer, „ich lasse keinen meiner Männer mißhandeln."

Endlich kommt der Große aus der Kneipe, begleitet von einem andern Mann. Vorsichtig spähen sie erst umher, dann gehen sie weiter.

Lautlos folgen die SA-Männer auf dem weichen Fußweg neben der Straße. Vor dem Bahnübergang ist es hell genug, sie können die Entfernung gut einschätzen.

In drei oder vier Sprüngen sind sie über den beiden. Der eine flieht. Daran liegt nichts. Der Große ist es, der Dresche haben muß. Und er bekommt sie mit Schulterriemen und Koppel, wie sich das gehört. Er brüllt wie ein Stier, man hört die Polizei kommen und flüchtet.

„Du kommst mit mir mit", sagt der Scharführer zu dem jungen SA-Mann, „nach Hause kannst Du doch nicht. Morgen sehen wir weiter." —

* * *

Durch den eisernen Hagel des Weltkrieges ist der schlesische Kohlenarbeiter gegangen; er hat im Westen gekämpft und im Osten, und erst gegen Ende des Völkerringens hat es ihn erwischt. Mit schwerem Brustschuß lag er während der Zeit der sogenannten Revolution im Lazarett, und als er dann in seine Heimat zurückkam, sah es übel aus. Polnische Insurgenten, Marxisten in verschiedenartigster Schattierung, vom radikalsten Kommunemann bis zum schon gemästeten, sozialdemokratischen Bonzen, daneben feiges Bürgertum, und in alledem die ersten Gruppen jener Männer, die sich verzweifelt gegen die Not des Landes stemmten, verfolgt und verfehmt von der eignen Regierung.

Grenzschutz — Landesschütze — Annaberg — waren dem Kohlenarbeiter folgerichtige Merksteine auf seinem Wege zur SA des Führers. Zäh, schwerfällig und unverdrossen tat er das, was er tun mußte. Furchtlos, in unerschütterlicher Überzeugung vom dereinstigen Sieg handelte er.

Er ging durch den Betriebsterror der Grube und kämpfte in den Freistunden weiter. Im einfachen Sinn seiner Seele kannte er weder Kompromisse noch Halbheiten. Der Ältesten einer, tat er als schlichter SA-Mann seinen Dienst, warb er und rang er um die Herzen seiner Kumpels im feindlichen Lager. Immer sah er in ihnen den irregeleiteten, deutschen Menschen, den es von trügerischem, fremdstämmigem Gedankengut zu heilen galt. Glühend jedoch haßte er alle, die nicht zu bekehren waren, die landesverräterisch Hammer und Sichel über deutschen Landen wünschten.

Der Führer und Stabschef Lutze besichtigen die Oldenburger SA 1931

SA vor dem Führer in Gladbeck

Marburger SA auf dem Parteitag in Gera 1930

Die Fahnenschar des Sturmes 4 mit der ältesten Sturmfahne des Gaues Hessen-Nassau

Er wurde als gefährlicher Gegner erkannt. Seine entschlossene Kaltblütigkeit rettete ihm dreimal das Leben, als ihm draußen, auf dem Wege vom kleinen Städtchen zur Wohnung in der Kate außerhalb, aufgelauert worden war. Die Wunden, die er bei den wilden Schlägereien empfing, stärkten seinen Willen, machten ihn nur noch verbissener.

Es nutzte nichts, daß die Kameraden ihn beschworen, in das Städtchen selbst zu ziehen, um den Weg nach draußen mit seiner ständigen Gefahr zu vermeiden. Er lachte ob der Warnungen, die sie ihm gaben. Fanatisch trotzte er allen Drohungen. Es wäre ihm Feigheit gewesen, nachzugeben, auch nur das Zugeständnis zu machen, die Wohnung zu wechseln. Er mußte den harten Gang gehen, den ihm sein Schicksal vorgezeichnet hatte, und er mußte sich treu bleiben in seinem heißen Glauben.

Er sitzt nun am Abend mit etlichen Kameraden beim bescheidenen Glase Bier. Er ist ein mäßiger Mann, der dem Alkohol keineswegs zugetan ist. Er raucht seine Pfeife und unterhält sich in seiner überlegenden, zurückhaltenden Art. Für ihn gibt es nicht viel zu sagen, für ihn ist alles ganz einfach, klar und sicher, und oft begreift er nicht, weshalb andere viele Worte machen. Er ist stets für die Tat.

Zeitig tritt er den Weg nach Hause an, muß er doch früh heraus zur Schicht. Die schwere Arbeit verlangt Schlaf und die lauernde Umgebung feindlicher Arbeitskollegen frische, ständig wache Sinne.

Einer seiner Kumpels geht mit ihm, er wohnt halbwegs zu dem niedrigen Häuschen da draußen, eine knappe Viertelstunde entfernt. Das Städtchen ist weit auseinandergezogen, einzelne Bauten stehen auf freiem Gelände, und Hügel, Bäume und Wegebiegungen machen die Übersicht schwierig.

Jäh erfolgt der Überfall von fast fünfzig Roten und Insurgenten, denen unser Kohlenarbeiter nur allzu gut bekannt ist. Er wie sein Kumpel sind in Zivil.

Steine fliegen und Pistolen krachen. Besonders die Insurgenten, die genau wissen, daß das Hakenkreuz für Deutschlands Sache kämpft, haben reichlich Waffen.

Die beiden SA-Männer fliehen. Hier, gegen die erdrückende Übermacht, hilft keine Gegenwehr.

Sie erreichen das Städtchen, verfolgt von der brüllenden, tierischen Meute, und der Polizist, der da im Licht der Laterne steht, sieht tatenlos zu. Der Kumpel erreicht um die Ecke herum ein schützendes Haus, der Kohlenarbeiter aber fällt mit glattem Kopfschuß. In folgerichtiger Tragik eines harten, stets kämpferischen Lebens bringt er dem Führer das letzte Opfer mit seinem Blut.

Daß der Schupo einen Bauchschuß erhielt und daran starb? Daß der Kumpel verhaftet und zu jahrelangem Gefängnis verurteilt wurde? Daß ein jüdischer Untersuchungsrichter Kommune, Insurgenten und Reichsbanner tagelang Zeit gab, die Beweise ihrer Täterschaft zu vernichten und daß sie dann samt und sonders freigesprochen wurden?

Das sind Zeichen jener Zeit, die im einzelnen nicht hierher gehören. —

* * *

Der junge Bäcker und SA-Mann hat bei seinem sozialdemokratischen Meister merkwürdigerweise noch immer Arbeit. Irgendwie ist seine Zugehörigkeit zur SA verborgen geblieben, sonst wäre er längst geflogen. Er ist der einzige Geselle, und dieses erleichtert ihm, zu verbergen, daß er Nationalsozialist ist.

Gewiß, es ist schwer, abends Dienst zu tun und doch schon spätestens um vier Uhr in der Frühe am Backtrog zu stehen. Es ist doppelt schwer für einen jungen, nicht allzu kräftigen Menschen, der seinen guten und ausreichenden

Schlaf braucht, der sich an sich überhaupt nicht für den Beruf eines Bäckers eignet.

Der Saalschutz an diesem Abend der Ortsgruppe ist leicht, weil diese Gegend der Großstadt ungefährlich ist. Die Festsäle liegen in einer Verkehrsstraße mit zahlreichen Kraftwagen, Omnibussen und Elektrischen unweit einer Polizeistation.

Gewiß, Kommune und Reichsbanner beherrschen immer noch mehr oder weniger die unmittelbar angrenzenden Häuserblöcke, aber hier, im Hellen der starken Bogenlampen und Laternen wagen sie nichts zu unternehmen, es sei denn, daß sie einmal einen plötzlichen Vorstoß unternehmen, der dann nicht unschwer zurückgewiesen werden kann.

Hier ist die Polizei viel mehr zu fürchten. Gerade hier herrscht ein Hauptmann als Reviervorsteher, dem es eine ganz besondere Wonne ist, SA und Parteigenossen in jeder nur erdenklichen Weise zu schikanieren.

Man steht vielleicht noch vor dem Eingang zu den Festsälen, um auf Bekannte zu warten, und schon wird geschnauzt: „Weitergehen!" Es ist ein harmloses Wort, jedoch jeder SA-Mann weiß, daß der Gummiknüppel sofort folgt.

Ohne jedes Verständnis dafür, daß schließlich eine Frau ihren Mann, eine Braut ihren Freund, die SA ihre Kameraden erwartet, tobt sich die Polizei befehlsgemäß willkürlich aus und sieht da drohende Massen in gefährlichem Aufruhr, wo friedliche deutsche Menschen harmlos herumstehen.

Der SA-Trupp kommt ziemlich geschlossen heraus und geht in aufgelöster Ordnung auf dem breiten Bürgersteig, der aus Trottoir, Rasenstreifen mit schönen, alten Bäumen und breitem Weg besteht. Unser Bäckergeselle ist mit dabei.

Ohne Hupensignal fegt bereits das Überfallkommando heran. Die Beamten haben sofort die Gummiknüppel in der Hand und sperren den Bürgersteig ab.

Der SA-Mann, der auf Befehl des Truppführers die Nummer des Wagens feststellen soll, erhält prompt einen Schlag über Rücken und Schädel, wie er nahe an den Wagen herantritt. Ja, es ist dies die Zeit, in der die SA völlig vogelfrei ist, in der sie behandelt wird, wie Negersklaven niemals behandelt wurden oder werden.

Es heißt auch sofort und sehr energisch: „Hände hoch!" Niemand weiß, weshalb, es ist ja nichts geschehen, es fand bestimmt keine Ansammlung statt, alles ist ruhig und harmonisch verlaufen, und man trudelte ohne Gesang und aufgelöst über die Straße.

Bei den älteren SA-Männern wird gleich zweimal untersucht, sie werden besonders gründlich abgetastet, und natürlich ärgert sich die Polizei, daß nicht eine einzige Schußwaffe gefunden wird. Pistolen und Revolver haben die Frauen und Bräute der SA längst in ihren Handtaschen.

Der Bäckergeselle besitzt ein Taschenmesser, es ist ein kleines, durchaus ungefährliches Federmesser von nicht ganz zwölf Zentimetern Länge. Es hat zwei Klingen, eine kleine und eine große; keine davon kann feststehen und als Stichwaffe gebraucht werden.

Die Polizei ist heute besonders mürrisch und böse.

Das Taschenmesserchen dient ihr als Vorwand, um wenigstens ein Opfer zu finden. Mit rohen Griffen wird der Bäckergeselle auf den Wagen verfrachtet und zunächst einmal zum Revier gebracht. Dort sitzt er stundenlang.

Andere, die eingeliefert werden, kommen zur Vernehmung und können gehen. Um den SA-Mann kümmert sich einfach niemand. Er erhält weder Wasser noch Nahrung noch eine Antwort auf eine Frage.

Später macht man mit ihm eine Spazierfahrt zum Polizeipräsidium. Es ist vollkommen zwecklos, daß sich der Sturmführer empört die Mühe macht, zu protestieren und alle möglichen Dienststellen anzurufen. Man antwortet nicht und hängt ab.

Der Bäckergeselle sitzt in seinem Loch. Er wird nach Feststellung seiner Personalien weder vernommen noch irgendwie befragt oder beachtet. Man hat ihm jedoch sein gefährliches Taschenmesserchen abgenommen.

Morgens um vier Uhr wird die Tür aufgeschlossen, er wird an den Ausgang geführt und entlassen. Er macht einen nutzlosen Versuch, sein Messer zurückzufordern. Es ist nach Auffassung der Beamten eben doch eine Waffe in den Händen eines SA-Mannes.

Er steht dann lange vor Anbruch der Morgendämmerung eine Marschstunde entfernt von Wohnung und Arbeitsstelle, er hat kein Geld, um zu fahren, und er trottet, beschimpft und angemeckert vom Gesindel der Straße, müde und hungrig nach Hause.

Um halb sechs Uhr erscheint er, nachdem er sich umgezogen hat, auf der Arbeitsstelle. Der Meister hat schon auf irgendeine Weise erfahren, was sich zugetragen hat.

„Für einen Faschisten, der auch noch zu spät kommt, habe ich keine Arbeit mehr."

Der SA-Mann geht. In ihm ist nicht einmal persönlicher Haß auf den feisten Meister, nur Verachtung. Er weiß, dies ist der Weg der SA, er weiß, auch sein bescheidenes Schicksal ohne jede Heroik ist ein Opfer; er weiß, er wird den Hungerriemen enger schnallen müssen, bis die Karenzzeit vorbei

ist und Unterstützung ausgezahlt wird; er weiß, nun muß die Braut noch länger warten, vielleicht ein Jahr, vielleicht zwei oder drei, und wenn er wütend ist, so ist es eigentlich nur des verlorenen Messers halber. Woher soll er jetzt das Geld nehmen, um sich ein neues zu kaufen?

Nachher überwiegt trotz des Elends der jähen und unerwarteten Arbeitslosigkeit das Gefühl, frei zu sein für den Kampf, der nun einmal bitter und erbarmungslos in Menschenschicksale, auch in kleine, unbedeutende Menschenschicksale eingreift und sie wahllos und doch zu einem bestimmten revolutionären Zweck gestaltet. —

* * *

Die SA marschiert heute. Jawohl, sie hat nun, dicht vor der Wahl, die Erlaubnis der hohen Obrigkeit erhalten, man hat ihr Zeit und Marschroute ganz genau vorgeschrieben und hat ihr verboten, zu singen. Singen ist außerordentlich gefährlich für die Sicherheit und den Bestand der Republik. Daher darf die SA nur marschieren und atmen. Die Stürme dürfen sich nicht einmal geschlossen sammeln und zum Antrittsplatz der Standarte begeben. Nein, das gehört sich nicht. Man ist es Reichsbanner und Kommune schuldig, die Vorschriften des Gesetzes möglichst eng zu fassen, damit die SA nicht übermütig wird. Und besonders ist man es der allgewaltigen, jüdisch-demokratischen Presse schuldig, die böse SA im Zaume zu halten.

Es ist ein trüber Wintertag; es rieselt langsam herunter und geht bald durch das dünne braune Hemd und die mangelhafte Unterwäsche. Die Hände werden klamm und geschwollen, und die Fahnenträger lösen sich oft ab, da sie die Stange immer nur kurze Zeit halten können.

Man marschiert auf den merkwürdigsten Umwegen. Unter dem Vorwand, den Verkehr an wichtigen Kreuzungen nicht zu stören, werden alle Viertel sorgsam umgangen, in denen Juda und marxistisches Bonzentum neben der

Reaktion thronen. Die unfeine und rohe, revolutionäre und gewaltsame SA gehört nicht in gepflegte, hochherrschaftliche Stadtteile, wo stark geschminkte Damen am Sonntag vormittag in echten und kostbaren Pelzen, umgeben von einer Wolke Pariser Parfums, promenieren, wo sich Galizier, die sich am Lebensmark des deutschen Volkes zu schwindelhaftem Reichtum emporschwangen, in eleganten, teuren Luxuswagen spazieren fahren lassen und wo die Creme der Demokratie bestimmend herrscht, die Presse, Theater und Kunst unter ihrer artfremden Fuchtel hält.

Es tut gut, in der Kälte singen zu können. Es macht warm, wenn die Lungen arbeiten können. Nun, da nicht gesungen werden darf, wird gepfiffen. Man kann Kampflieder sehr schön pfeifen.

Auch das Pfeifen von Kampfliedern gefährdet die Republik. Wenigstens denkt der Polizeimajor so, der mit einem starken Aufgebot mitfährt, nicht etwa, um die SA zu schützen, sondern um auf sie und auf etwaige Ausschreitungen von ihrer Seite aufpassen und wenigstens etliche der SA zur Strecke bringen zu können.

Es nutzt nichts, daß der Standartenführer mit dem Major redet und sich auf den Buchstaben des Gesetzes bezieht. Das Pfeifen wird verboten.

Auch gut, denkt die SA und beginnt zu summen. Ob das ebenfalls verboten wird?

Der Major bekommt einen dunkelroten Kopf. Er flitzt mit seinem schönen Dienstwagen zu dem Standartenführer. Die ganze Kolonne muß halten. Eine erregte Unterhaltung folgt. Es hilft alles nichts, entweder wird das Summen eingestellt oder der Zug wird aufgelöst.

Es wird eingestellt. Wenigstens haben wir den Hund geärgert, sagen die SA-Männer und grinsen.

Der Marsch geht weiter.

SA-Männer in Zivil begleiten ihre Stürme auf dem Bürgersteig. Es sind derbe Jungens, die Bescheid wissen. Sie tragen keine Abzeichen und greifen da ein, wo die SA in Uniform nichts tun darf. Sie greifen sich jeden, der ein Schimpfwort gebraucht. Ein Schlag mit der Faust, von der Seite unters Kinn geführt, erstickt das Wort im Mund. In der Menschenmenge verschwindet man leicht und schnell.

Sie sind notwendige Begleitung. Denn wenn SA-Männer aus der Kolonne herausspritzen, um sich zu wehren, greift die Polizei sofort ein, und der Zweck des Ummarsches, die Propaganda, ist nicht erreicht.

Die Spitze biegt in Hauptstraßen roter Viertel ein. Wüste Gestalten sammeln sich. Die Seitenstraßen strotzen von roten Fahnen. Jedes Stockwerk hat mehrere herausgehängt. Die Polizei riegelt ab. Lieber wäre es der SA, sie würde es nicht tun, und sie selbst könnte da aufräumen, wo Moskau herrscht. So marschiert sie stumm und verbissen vorbei.

Es kommt zum Platzen. Die Kommune stößt vor, versucht, nachdem sie die dünne Kette der Schupo gesprengt hat, mit aller Kraft, die SA-Kolonne zu stürmen und auseinanderzureißen.

Reichsbanner ist hier nicht zu sehen. Seine Mannschaften sind meist zu feige, um derart aktiv einzugreifen und sich auszusetzen.

Rotfront greift erbittert an, mit wütendem, blindem Haß. Selbst Frauen und Mädchen sind leidenschaftlich dabei. Es sind Wellen von verhetztem Gift, die heranbranden.

Ein wahnsinniges, tobendes Handgemenge entsteht. In wenigen Sekunden wälzen sich Menschen durcheinander, krampfhaft ineinander verbissen.

Die Überfallwagen der Polizei, die vorne und hinten sind, rasen zur Mitte, wo der Hauptkampf tobt. Die ganze Straße ist eine Masse von brüllenden,

Aufmarsch und Fahnenweihe der Hamburger SA in Bergedorf bei Hamburg 1931

Dampfende Gulaschkanonen sind immer Freunde der SA



Der Marsch durchs Brandenburger Tor (30. Januar 1933)

schlagenden Menschen. Einige Schüsse fallen. Vergebens rufen SA-Führer der Polizeiverstärkung zu, zurückzubleiben und der SA die Arbeit zu überlassen.

Die Beamten stürmen mit Gummiknüppel und Pistole. Sie hauen auf die SA-Männer ein, wahllos ins Gesicht, über den Kopf oder den Rücken, und wundern sich dann darüber, daß die SA sich wehrt, daß etlichen Beamten der Tschako eingeschlagen, daß andern der Gummiknüppel entwunden und übers Kreuz gehauen wird. Gewandt löst sich die SA von den Beamten, sobald die Kommune flüchtet, stürmt dieser nach und wird wiederum von den Beamten verfolgt.

Die Pfeifen der SA-Führer schrillen, rufen die erregten Männer zurück. Rettungswagen eilen herbei, um die Verwundeten aufzulesen. Ein Rotfrontler liegt stöhnend und von Blut überströmt auf der Erde. Ihn nimmt man zuerst. Die SA-Männer, die offene Wunden haben, lassen sich von ihren Sanitätern verbinden. Was sollen sie auf einer Rettungsstation mitten im rötesten Viertel? Wie sollen sie von da allein oder zu wenigen ungefährdet nach Hause kommen?

Die Kolonne ordnet sich, nach Protesten von seiten des Standartenführers geht es doch noch weiter. Der Polizeimajor wollte auflösen, jedoch er sieht ein, daß zweitausend SA-Männer, die nicht in geschlossener Kolonne gehen, weitere Ausschreitungen herausfordern würden.

Aber SA-Männer und Führer haben sich genau gemerkt, welche Polizeioffiziere und -mannschaften es waren, die hier wie die Irrsinnigen tobten und nicht gegen die Angreifer, sondern gegen den Angegriffenen vorgingen. Man wird sie eines Tages wiedererkennen und zur Rechenschaft ziehen, und man wird sehr genau unterscheiden, wer menschlich seine Pflicht tat und wer sich stattdessen auf die SA stürzte. — — —

Propaganda

Wieder einmal stehen Wahlen bevor, und die SA arbeitet unverdrossen und hart.

Morgens, noch bei völliger Dunkelheit, nach wenigen Stunden Schlafes, trifft sich der erwerbslose Teil des Sturms vor der Geschäftsstelle der PO. Dicke Packen von Flugblättern liegen herum.

„Wieviele gibt es heute?" fragt der Sturmführer.

„Nicht viel", ist die Antwort, „nur viertausend."

Der Sturmführer rechnet.

Ist es mit den sechzig Mann zu schaffen? Zehn Mann als Stoßtrupp gesammelt und einsatzbereit, die übrigen fünfzig Mann so eingeteilt, daß immer zwei die Treppe hinaufgehen und einer Schmiere steht, um den Stoßtrupp sofort benachrichtigen zu können, wenn etwas los ist. Nein, es sind doch zu viele Flugblätter, denn der Häuserblock, der heute bearbeitet werden soll, gehört zu einem der berüchtigsten Viertel. Vorne wohnen freilich überwiegend unbelehrbare und harmlose Bürger, hinten jedoch schlimmste Kommune.

„Nein, mehr als dreitausend schaffen wir nicht."

„Auch gut, behalten wir sie für die Straßenpropaganda am hellen Tage. Damit fangen wir sowieso um zehn Uhr an, und auf tausend mehr oder weniger kommt es nicht an."

Die Männer sind alle in Zivil. Manche sehen sehr räuberhaft aus. Es ist gut, wenn man für Kommune gehalten werden kann, dann gewinnt man mitunter Zeit, bevor man erkannt ist. Und heute, in den berüchtigten Straßen, geht es fraglos hart auf hart.

Waffen hat niemand bei sich. Das heißt, der Sturmführer hat wohl doch, trotz des Risikos, seine Puste in der Tasche. An ihn wagt sich selbst die Bonzenpolizei nicht so recht heran.

Sie schieben los, schon so eingeteilt, wie es die Straßenzüge erfordern. Es ist kalt, matt brennen die Laternen, und die Häuser sind verwahrlost.

Totenstill liegen die Straßen, selten klappern die Kannen eines Milchwagens. Bäcker und Zeitungsjungen oder -frauen sind unterwegs. Natürlich, hier, in dieser verhetzten Gegend, werden nur kommunistische und marxistische Blätter ausgetragen.

Die erste Straße ist noch verhältnismäßig leicht, da immer nur ein Hinterhaus vorhanden ist. Um die Ecke herum wird es anders. Hier ist der richtige Kietz der Kommune. Fast jedes Haus hat zwei Höfe mit je zwei oder gar drei Hinterhäusern. Eine Hausnummer umfaßt vielfach sechzig Wohnungen, da immer drei auf einem Flur liegen.

Die Treppen sind abgenutzt und ausgetreten, Tapeten hängen zerfetzt an den Wänden des Aufgangs. Der Hauswirt läßt nichts ausbessern. Niemand der Wohnungsinhaber zahlt Miete selbst, immer ist es die Wohlfahrt, die eintreten muß. Und wer durch Schwarzarbeit oder auf dem Wege des Verbrechens Geld verdient, zahlt erst recht nicht. Wehe dem Beamten, der etwa bei der Auszahlung der Unterstützung Schwierigkeiten machen würde.

Er erhält Prügel und fliegt obendrein noch auf die Straße. Aber die meisten Beamten sind rot und zahlen das Geld des Staates willig an ihre Schäflein aus. Ist einer nicht rot, so ist er auf sich selbst gestellt.

Die SA-Männer kennen die Straße und wissen, welche Häuser besonders kritisch sind.

Hier, in den Höfen des großen, grauen Hauses, muß eine Kette von drei guten Schlägern stehen, die Augenverbindung zum Stoßtrupp halten.

Flinke junge Männer eilen die Treppe hinauf. Wer den Kram kennt, fängt immer oben an. Beginnt man unten, so kann jemand, von dem man es keineswegs wünscht, vorzeitig aufmerksam werden und Haus und Nachbarschaft alarmieren.

Nicht, daß die SA Angst vor der Keilerei hätte, aber diesmal geht es nicht um den Kampf mit der Faust, sondern um wirksame Propaganda. Es sind noch immer viele, gute deutsche Menschen in anderen Lagern, die für den Führer gewonnen werden müssen, die aus Verzweiflung oder Unverstand auf einer Seite stehen, die ihr eigner Untergang ist.

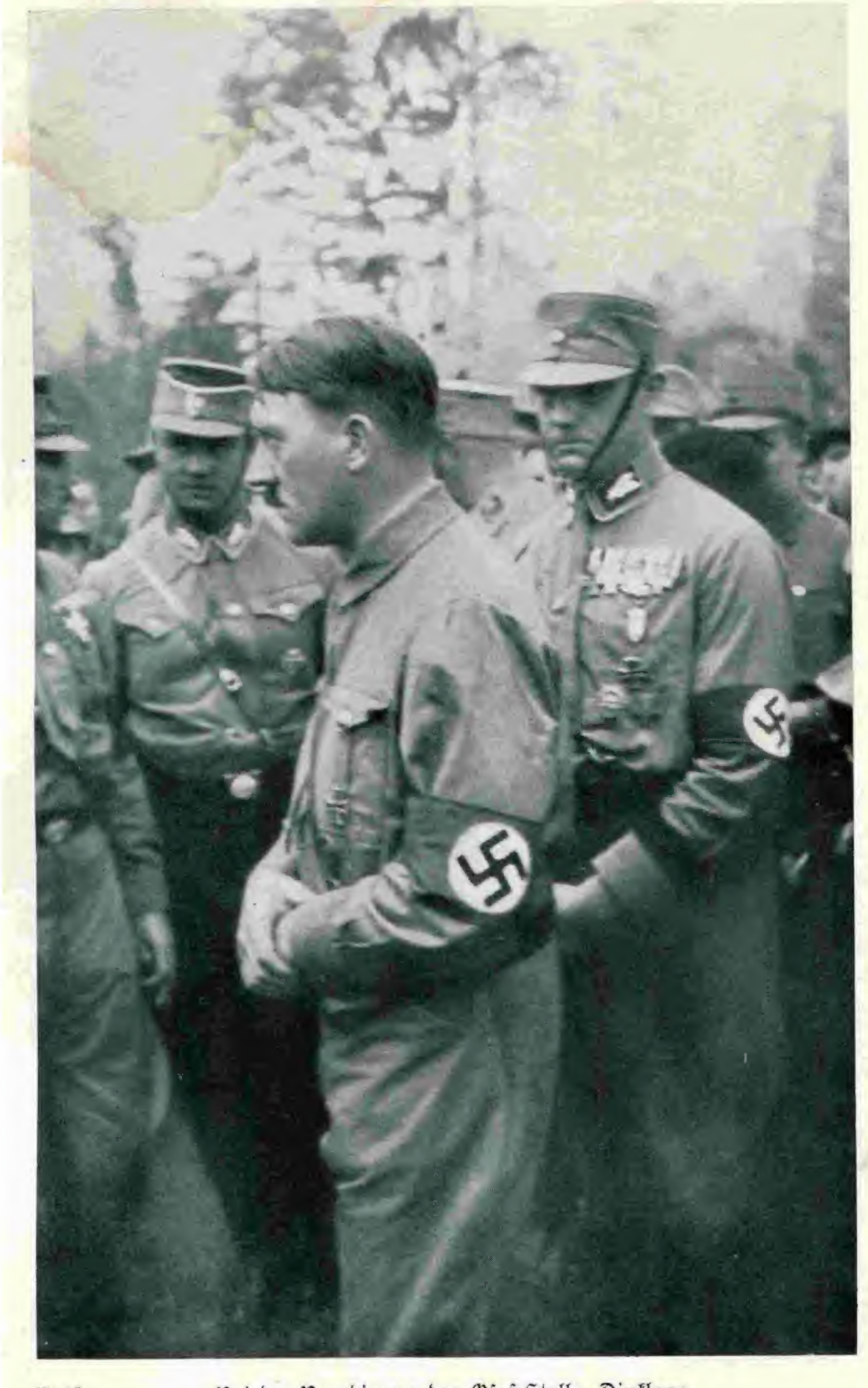
Der Posten im zweiten Hof äugt sorgsam hinauf, läßt die Blicke von Fenster zu Fenster schweifen. Nur in zweien von etwa zwanzig Wohnungen brennt schon Licht. Da haben die Inhaber noch Arbeit. Die anderen Fenster sind tot. Die Menschen schlafen in den Tag hinein. Es ist am billigsten und am wärmsten.

Jetzt brennen mehr Lichter. Ziemlich plötzlich geht das. Aha, denkt der Posten, die berüchtigten drei Brüder sind wach geworden. Einer davon ist der Führer der Häuserstaffel. Wo soll auch sonst ein Fernsprecher klingeln? Gleich wird das Haus mobil gemacht werden, und dann ist der Teufel los.

Wo bleiben nur die drei Mann, die noch immer im rechten Seitenflügel sind? Gerade kommen die aus dem linken Flügel zurück, in dem die drei Brüder wohnen.

Nr. 44

Gedenkstein-Einweihung durch die verbotene SA auf dem Silberkamm des Riesengebirges



Nr. 45

Bei der Beerdigung des Osaf=Stellv. Dinklage
in Braunschweig 1930

„Alles klar?“

„Jawohl, aber das Haus ist wach. Es ging schon los mit Rotfront und Heil Moskau.“

Der Scharführer tritt hinzu. „Ist was los?“

Er hört sich das an, was ihm gesagt wird.

„In fünf Minuten haben wir die Meute auf dem Hals.“

„Das wäre gelacht“, sagt der SA-Mann, der Schlosser ist.

Er macht die Haustür zu und greift in die Tasche.

Nach einem prüfenden Blick auf die Schlüsselöffnung schließt er mit einem Dietrich zu und führt einen gebogenen Nagel so ein, daß er sperrt und schwierig zu entfernen ist.

Im rechten Seitenflügel poltert es die Treppe herunter. Erhitzt und lachend stürzen die letzten Männer heraus. Links rüttelt jemand an der Tür.

„Du hast wohl 'ne weiche Birne!“ ruft der Posten laut hinüber.

Aus einigen Fenstern regnet es Blumentöpfe und Unrat. Drohende Fäuste recken sich, unflätige Bemerkungen werden laut.

Der Scharführer gibt das Zeichen.

„Deutschland erwache!“

Dreimal klingen die Stimmen hell, stark und entschlossen die steilen Hauswände hinauf.

Das nächste Haus kommt dran. Etliche Gestalten treten mit umgehängter Kaffeeflasche heraus, um zur Arbeitsstelle zu gehen. Mürrisch nehmen sie die Blätter oder weisen sie zurück. Manchmal genügt eine kurze Unterhaltung, um sie doch zum Lesen zu veranlassen. Etliche blicken mit Haß auf unsere Männer, nun, da sie merken, daß wir SA sind. Leicht ist zu erkennen, wer wert ist, bekehrt zu werden und wer nicht.

Die Hauspropaganda geht weiter. An der Straßenkreuzung, die hinter dem bearbeiteten Gebiet liegt, sammeln sich verdächtige Gestalten.

„Die haben den Nagel schneller herausgekriegt, als ich dachte", sagt der Schlosser, „müssen selbst vom Fach sein."

Sturmführer und Stoßtrupp stehen auf der gefährdeten Seite und riegeln die Straße gegen einen etwaigen Angriff ab.

Die Dämmerung hat fahl eingesetzt, langsam beginnt ein frischer Morgenwind durch die Straße zu wehen. Die ersten Lieferwagen zeigen sich. Die meisten der Flugblätter sind verteilt.

Noch fehlen das große Eckhaus, das in die nächste Straße hineinreicht, und das übel beleumdete Heim, das Dutzende von bekannten Rotfrontlern in seinen Mauern birgt.

Der Sturmführer konzentriert alles auf diese beiden Bauten und läßt zuerst das umfangreiche Eckhaus bearbeiten. Er weiß, nach der Propaganda im Heim der Kommune heißt es türmen, wenn ein ernster Zusammenstoß vermieden werden soll. Es hat keinen Sinn, die Polizei vorzeitig auf dem Halse zu haben und Männer einsperren zu lassen, die in dieser härtesten Kampfzeit kurz vor der Wahl dringend gebraucht werden.

„So, nun noch das Heim."

Nach genauem Plan eilen die Männer hinein. Hier gehen die Gänge ab, an denen die Zimmer liegen, im ersten, im zweiten und im dritten Stock. Schlagartig muß eingesetzt werden. Der verschlafene Pförtner hat schon ein verflucht bissiges Gesicht gemacht, als er den unerwarteten Besuch sah. Mit sanfter Gewalt wird sein Griff zum Fernsprecher verhindert.

Ja, denken die Männer, für die Roten baut die Stadt große Heime, uns mag der Teufel holen.

Im dritten Stock geht der Krach los. Entschlossen besetzt der Sturmführer die Eingänge zu den unteren Stockwerken. Jetzt, da Widerstand erfolgt, ist es einfach Ehrensache, die Propaganda durchzubiegen. Diesem Gesindel müssen die Zähne gezeigt und der Straße muß dargetan werden, daß die SA vor nichts zurückscheut.

„Raus, ihr Faschistenhunde!" ertönen die ersten Schmeichelworte, kaum, daß die Männer aus dem dritten Stockwerk zurück sind. Türen in den langen Gängen öffnen sich, finstere Gestalten, notdürftig bekleidet, zeigen sich und drohen mit allen möglichen Schlaginstrumenten.

Der Sturmführer zieht die Pistole. Noch sind die Männer aus den unteren Stockwerken nicht heraus. Mit einigen Kameraden geht er rückwärts die Treppe hinunter, wartet an den Türen, bis keiner mehr fehlt, und folgt den letzten. Und der SA folgen die Insassen des Heims.

„Der Pförtner hat telefoniert", meldet einer der Männer.

„In zwei Minuten haben wir die Polizei hier", sagt der Sturmführer, winkt und sammelt seine Männer. Scharf drängt die Kommune nach. In den oberen Stockwerken regt es sich auch in den Vorderhäusern. Fenster gehen auf, Weiber kreischen megärenhaft, etliche Gegenstände fliegen auf die Straße. Die Hupe des Überfallkommandos ertönt warnend.

Der eine, der Scharführer, ist gut gekleidet. Er empfängt die Pistole des Sturmführers, läuft zur nächsten Ecke und geht harmlos, mit einer schnell gekauften Tüte mit Brötchen in der Hand, weiter.

Die Polente ist da. Halt, ruft der Offizier des Überfallwagens. Seine Beamten springen herunter, den Gummiknüppel in der Hand. Der Sturm wird nach Waffen untersucht. Schmunzelnd stehen die Männer mit erhobenen Armen. Sie kennen das schon. Aufgeregt deuten etliche Rotfrontler auf den Sturmführer. Er wird nochmals untersucht. Fehlanzeige. Nischt zu machen.

Heller Tag ist es nun geworden. —

Nach Hause geht, wer ein Heim hat, in dem er frühstücken kann. Andere gehen mit Kameraden zu einer Tasse Kaffee oder zur Frauenschaft, die in dieser Zeit der Wahlpropaganda alle Hände voll zu tun hat. Die Männer erzählen sich, wie es war, wie sie ihre Flugblätter durch die Tür steckten, wenn kein Briefkasten hing, wie sie manchmal klingelten und verdutzte Gesichter sahen, wie sie überraschten Menschen mit freundlichem Heil Hitler Zettel in die Hände schoben, wie sie Zettel in den Sack für die Brötchen steckten. —

Die Propaganda wird nachher fortgesetzt. Das große Warenhaus in der Hauptverkehrsstraße und das Postamt mit zahlreichen Besuchern müssen erfaßt werden und dann besonders die Wohlfahrtsämter und Stempelstellen. Vor Warenhaus und Post geht es leicht, hier wagt der Gegner nichts.

Auf der Wohle ist es schwer. Sie ist die Domäne der Roten. Immer lauern da Rollkommandos auf die SA-Männer, die dorthin müssen, um ihre paar Pfennige Unterstützung abzuholen. Mancher ist ohne Geld, dafür aber mit blutigem Schädel herausgekommen.

Die Wohlfahrtsstelle an der Ecke der berüchtigten Straße ist besonders schwierig und noch niemals so richtig bearbeitet worden. Sie ist in einem Teilflügel des Krankenhauses untergebracht.

Abgerissene Gestalten stehen zu Dutzenden auf der Straße herum. Fliegende Händler mit billigen Würstchen und Räucherwaren, mit Zigaretten und Obst bieten Waren aus, die oft nicht einwandfrei erworben sind. Immer ist hier Betrieb. Man kennt sich, man weiß von den Hunderten, die hier zusammenkommen, in welchem Lager sie stehen. Und mitunter zeigen sich fremde Gesichter, die stundenlang beobachten und aufpassen und ganz bestimmt mit deutscher Wohlfahrtsunterstützung nicht das mindeste zu tun haben. Sie wissen, wen sie hier antreffen, und sie wissen, daß man hier deutsche Menschen,

Nr. 46

Unter Polizeiaufsicht

Nr. 47

Polizei marschiert mit

Nr. 48 Die Österreicher beim Einmarsch in Nürnberg 1929

Nr. 49 Die ersten Ulmer SA-Männer auf der Fahrt zum Parteitag in Nürnberg 1929

die der Verzweiflung nahe sind, für unsaubere, verbrecherische Pläne reif machen und gewinnen kann. Im übrigen thronen über allen die marxistischen Bonzen, die ihre Macht mißbrauchen und die fett und satt in Pfründen sitzen, die ihnen nicht ihr Wissen, sondern ihr Parteibuch verschaffte.

Böse Mienen zeigen sich den SA-Männern, die mit ihren Flugblättern herankommen. Blicke, erfüllt von stumpfem, fast tierischem Haß werden geworfen. Nur die Unpolitischen sehen gleichgültig zu. Sie reizt höchstens die Aussicht auf den Klamauk, der sich entwickeln wird, ja, hier, an dieser Stelle, entwickeln muß.

Noch ist die Hauptzeit nicht gekommen, der Zustrom der Entwurzelten setzt erst langsam ein.

Die beiden SA-Männer links und rechts des Haupteinganges reichen ihre Zettel. Hinter ihnen stehen andere zum persönlichen Schutz.

Auf der Linie zur unweiten Stempelstelle steht der Stoßtrupp mit Verbindungsmännern zu den beiden Ämtern, von deren Aufpassen alles abhängt. Größte Wachsamkeit ist erforderlich. Es kann sich um Bruchteile einer Minute handeln, wenn es erst einmal losgeht. Hier, in diesen Vierteln, geht es immer um des Messers Schneide.

Andere Zettelverteiler schieben sich in den Eingang hinein. Jeder Mann hat einen zweiten zur Deckung seiner Arbeit. Es geht die Treppe hinauf, wo sich unwilliges Gemurmel erhebt.

„Die Nazis werden immer frecher, diese verdammten Faschisten und Arbeitermörder!"

Das sind noch sanfte Zurufe, die die SA-Männer geflissentlich überhören. Sie haben etliche gewandte Redner mit, die den Ton der Diskussion in diesen Kreisen kennen. Kleine Gruppen bilden sich in eifrigster Unterhaltung.

In dem zielbewußten, kühlen Verhalten der SA-Männer liegt etwas, das die führerlosen Andern in Bann hält.

Eine Weile geht es gut im derben Ton der Straße, bis der berüchtigte Rotfrontführer erscheint. Er hat es sehr wahrscheinlich nicht nötig, Unterstützung zu empfangen, jedoch er hält den Schein der Mittellosigkeit aufrecht. Man ist Prolet nach außen hin, auch wenn man erhebliche Mittel dunkler Herkunft erhält.

Er steht finster da, wie erstaunt über die Frechheit der SA. Er greift in die Diskussion ein, indem er die üblichen Phrasen und Schlagworte vorbringt. Er bemerkt, daß ihm der SA-Mann dieser Gruppe gewachsen ist und ihn nahe an jene Lächerlichkeit heranbringt, die den Verlust des eignen Ansehens bedeutet. Sein Ruf steht auf dem Spiel, und daher wird er brutal. Er flüstert mit einem der Nachbarn, der unauffällig verschwindet, um Rotfront zu rufen und zu sammeln.

Eintönig geht die Abfertigung an den Schaltern weiter. In den Menschen, die hierherkommen, haben die langen, arbeitslosen Jahre meist jeden Begriff für den Sinn der Zeit getötet. Man wartet und wartet, man hat nichts zu versäumen und nichts zu erhoffen.

An der Eile, mit der er abgefertigt zu werden wünscht, erkennt man sofort den Schwarzarbeiter. Ein Viertel der Arbeitslosen gehört zu dieser Kategorie, die den Staat rücksichtslos ausbeutet.

Das Gedränge auf Treppen und Fluren wird dichter. Viele Gesichter tauchen auf, die einen andern Ausdruck aufweisen. Man bemerkt in ihnen die Erziehung von Rotfront.

Auch der Truppführer am Eingang auf der Straße hat erkannt, worum es geht. Es wird dicke Luft. Der erste Verbindungsmann zum Stoßtrupp bemerkt das Zeichen und gibt es weiter.

Der Truppführer geht mit zwei Mann hinauf. Es sind dann sechs Männer, die in der großen Vorhalle inmitten der vierfachen Zahl von Gegnern stehen. Der Truppführer ist ein Bulle. Er hat Muskeln wie Stahl, ist alter Frontsoldat und früherer Oberwachtmeister, den sie seiner Gesinnung halber geschaßt haben.

Der Führer von Rotfront hält seine Zeit für gekommen. Er treibt die Diskussion schnell auf die Spitze.

„Du meinst wohl, Du könntest ehrliche Proletarier mit Deinem Gewäsch einseifen, Du Faschistenstrolch!"

Er geht auf den SA-Mann zu, der keinen Zentimeter zurückweicht. Der Kreis um ihn öffnet sich etwas, gleichsam, um dem Rotfrontler Platz für seinen Angriff zu geben. Die Mienen der Begleiter, die hinter ihm stehen, künden nichts Gutes. Das Gesicht des SA-Mannes zeigt, daß er weiß, es wird nun Ernst.

Der Truppführer kommt gerade zurecht. Mit eisernem Griff faßt er zu. Eine Drehung, und der Arm des Gegners hängt herab.

Ein Aufschrei, dann Gebrüll. Wüstes Tohuwabohu. Die SA-Männer stehen geschlossen und schlagen zu. Werfen sich mit unwiderstehlicher, zusammengeballter Macht auf die Menschen in der Richtung der Treppe. Die ersten Körper fliegen hinunter. Die Beamten haben sofort Schalter und Türen zugemacht. Man hört es, aufgeregte Sprüche gehen an das Überfallkommando.

„Schneller, immer feste druff!" ruft der Truppführer. Vergeblich blitzen Messer von Rotfront. Der Stoßkraft der SA-Männer ist niemand gewachsen.

Unten fängt der Stoßtrupp die roten Verstärkungen ab, die im einzelnen nicht wissen, was geschehen ist, und noch unentschlossen herumstehen. Die bekannte Hupe ertönt und kommt näher.

Menschen strömen aus dem Gebäude heraus. Etliche gehen gleich nebenan ins Krankenhaus, um sich verbinden zu lassen. Der Truppführer ist wütend geworden, hat er doch einen bösen Kinnhaken einstecken müssen. Der Schupo vor dem Eingang hat sich längst gedrückt. Er braucht in der nahen Kneipe sehr lange, um nach Verstärkung zu telefonieren.

Die SA hat das Gebäude ziemlich geräumt. Sie weiß, sie muß draußen sein, bevor die Polizei erscheint. Zwei der Zettelverteiler, die nicht eingegriffen haben, bleiben ruhig stehen. Die Hupe ist nun ganz nahe. Flink flitzt der Truppführer mit seinen Männern ins übernächste Haus. Er weiß, da gibt es vom zweiten Hof aus eine niedrige Mauer am Gelände einer geräumigen Garage, die zur nächsten Straße führt. Und in der Garage ist ein Parteigenosse.

Als das Überfallkommando hält und die Beamten vom Wagen springen, macht eine erregte Menschenmenge Platz. Mit gleichgültigem Gesicht, versteckt grinsend, bieten die beiden SA-Männer ihre Flugblätter an, als ob sie die ganze Geschichte nichts anginge.

„Na, hörense mal, Herr Wachtmeester, wir hab'n uns doch nich von die Stelle jerührt, det können Ihnen hier die Herrschaften bestätigen", antwortet der eine auf die Frage der Polizei, „jawoll, da drinnen war Klamauk, det stimmt. Jehnse doch mal rin und sehnse nach."

Sie sehen zu, wie die Polizei hineingeht, hören sich an, wie Rotfront und Marxisten die SA beschuldigen, und drücken sich unauffällig in die Menge. Die Propaganda ist durchgeführt.

Eine Viertelstunde später sitzen sie mit den Kameraden im Sturmlokal.

„Feine Sache war et heute, wat?" — — —

Es ist spät am Abend, und die Geschäfte haben zu. Hier, in diesem Viertel der Großstadt, gibt es keine prunkvollen Auslagen, die die ganze oder halbe

Nacht hindurch in blendender Beleuchtung strahlen und das Auge eleganter Passanten auf sich ziehen. Matter Schein fällt aus den engen Kneipen mit ihrem Stimmengewirr, nur wenig Licht werfen die paar Laternen, die sparsam aufgebaut sind. Zudem brennt jede dritte überhaupt nicht. Rotfront liebt helle Straßen nicht und sorgt aus Prinzip dafür, daß sie möglichst dunkel liegen. Dort, im tiefen Schatten, kann man schnell über den Zaun in den kleinen, kahlen Park und seine Finsternis verschwinden, wenn es nottut. Von da ist es eine einfache Sache, in eine der angrenzenden Straßen zu guten Freunden zu verschwinden, die ein Versteck bieten oder die einem weiterhelfen.

An einer dunklen Straßenkreuzung sammeln sich Gestalten. Sie stehen in kleinen Gruppen in breiten Hauseingängen oder bummeln hin und her. Radfahrer sichern in entsprechender Entfernung an den nächsten Straßenkreuzungen und besonders nach der breiten Allee hin, in der sich das Polizeirevier und ein Überfallwagen befinden.

In dieser innenpolitisch sehr bewegten, ja, kritischen Zeit sind wenig Beamte auf der Straße, sie werden nach Möglichkeit geschlossen zusammengehalten, tun Dienst bei politischen Versammlungen oder erschöpfen sich im Schutz der Demonstrationszüge vom Reichsbanner.

In einer der Hausnischen steht ein junger Mann mit scharfgeschnittenem, frischem Gesicht. Man sieht ihm an, er hat seinen eignen Willen und ist gewohnt zu befehlen. Er nimmt Meldungen entgegen, die in halblautem Tone erfolgen.

Ein Ruf von ihm, und im Handumdrehen hat sich eine Marschkolonne formiert, die sich in Bewegung setzt. Gewiß, alle sind in Zivil, aber am trotzigen, schweren Schritt erkennt man die SA.

Sie weiß, sie darf nicht marschieren. Aber sie weiß auch, daß sie an den Seelen der Menschen rütteln muß, die hier in diesen schmucklosen Häusern und Hinterhäusern wohnen, die noch im Banne marxistischer Hetzer und jener Presse sind, die grundsätzlich alles beschmutzt, was deutsch ist und was Deutschlands Befreiung will. Sie weiß, hier gilt es, zu werben, allem zum Trotz, auch der Systempolizei zum Trotz. Mögen Gummiknüppel geschwungen werden, mögen Kommune und Reichsbanner toben, es geht darum, sich immer erneut und furchtlos einzusetzen für die Idee des Führers und für Deutschland. Es gilt, die wenigen Freunde im harten Kampf zu stärken und zu halten, die Gegner wissen zu lassen, daß die SA niemals nachgibt, und die Zögernden und Zaudernden im innersten Herzen anzupacken und mitzureißen.

An der Ecke hält die Marschkolonne.

Richt euch — Augen gerade aus — erschallen die Kommandos des jungen Sturmführers.

Fenster öffnen sich, Köpfe schauen heraus, Stimmen werden vernehmlich.

„Deutschland erwache!"

Laut hallt der gemeinsame Ruf durch die Stille der Straßen. Neugierige sammeln sich, aus den Türen der Kneipen kommen Menschen. Die Kolonne marschiert weiter bis zur nächsten Ecke.

Wieder wird der mahnende Ruf „Deutschland erwache" dreimal hinausgeschmettert aus rauhen Kehlen, dröhnt gegen die hohen Hauswände und verklingt am geröteten Himmel der Großstadt.

Mitunter löst sich die Kolonne auf, um der etwa nahenden Polizei keine Anhaltspunkte zu geben. Schnell sammelt sie sich dann wieder an geeigneter Stelle. Immer wieder wirft sich ihr Ruf empor, treibt Menschen aus den

Betten oder vom warmen Ofen weg an die Fenster, greift herrisch und zwingend an alle Herzen, die empfänglich sind.

Auch in die Verkehrslokale von Rotfront und Reichsbanner dringt der Ruf. Die roten Führer sind wütend. Sie geben ihre Befehle. Sie wissen, daß sie gegen den geschlossenen, wenn auch ziffernmäßig schwachen Sturm nichts vermögen, daß sie gerade diesem Sturm der SA mit seinem jungen und harten Führer nicht gewachsen sind. Sie lassen ihn durch Radfahrer und Fußpatrouillen verfolgen, um über die Marschrichtung unterrichtet zu sein, sie geben an die zuverlässigsten ihrer Horden Pistolen aus. Sie kennen das Sturmgebiet, und sie wissen daher an Hand der einlaufenden Meldungen nach einiger Zeit, wohin der Sturm vermutlich marschieren wird. Sie sind sich auch darüber klar, daß der Sturm gerade in jenen Straßen haltmacht, die sie als ihr ureigenstes Gebiet ansehen, daß er jedoch alle die Häuserblöcke ausläßt, in denen wohlhabende, unbelehrbare Bürger wohnen. Und gerade dieses echt revolutionäre Vorgehen des Sturms empfinden sie als unerhörte Provokation.

Das Reichsbanner ruft das Überfallkommando an, ja, wendet sich empört an hohe marxistische Beamte der Polizei und ersucht um Schutz gegen die maßlose Herausforderung durch die marschierende SA.

Rotfront jedoch beschließt, nach der Auflösung des Sturms an denjenigen Rache zu nehmen, die einzeln oder in schwachen Gruppen nach Hause gehen.

Der Sturm arbeitet weiter. Gewiß, Polizei ist nun auf den Beinen, jedoch sie erscheint immer zu spät. Jedesmal gelingt es dem jungen Sturmführer, der rechtzeitig durch seine Radfahrerpatrouillen gewarnt wird, seine Männer durch geschickte Manöver und entsprechend verteilt so zu dirigieren, daß sie sich unauffällig an einem bestimmten Ort wieder zusammenfinden und schnell zu neuer Marschkolonne formieren können.

Als Abschluß folgen unmittelbar vor dem bekannten kommunistischen Verkehrslokal drei donnernde „Deutschland erwache" und hierauf die Auflösung des Sturms, gerade noch rechtzeitig vor dem Erscheinen der Überfallwagen, die längst alarmiert und bisher vergeblich durch die Straßen gefahren sind.

Auf kleinen Umwegen sammeln sich die Männer im Sturmlokal. Ein kurzer Telefonspruch kommt durch. Als bald darauf die Obrigkeit erscheint, sitzt alles friedlich beim Bier oder beim Skat. Die übliche Untersuchung nach Waffen erfolgt. Man kennt das schon und hat seit langem Verstecke, die durch ihre verblüffende Einfachheit unauffindbar sind. Wütend ziehen die Beamten ab. Erfolglosigkeit macht nach all der Arbeit doppelt böse. Nein, nicht alle sind wütend. Einige tun nur so. Sie schmunzeln verhohlen, und der eine Beamte zwinkert dem Sturmführer zu. Man weiß, von ihm, der seit langem heimlich in der Bewegung steht, stammt der freundliche, warnende Anruf.

Später erst wird es ernster. Etliche Männer, die zu zweit oder zu dritt nach Hause gehen wollten, kommen zurück. Die Eingänge zu ihren Häusern sind von Rotfront besetzt, sie kamen nicht durch. Soll man um polizeilichen Schutz bitten und der Polizei gegenüber, die derart genasführt wurde, eine Schwäche eingestehen? Nein. Niemals!

Der Sturmführer sucht sich etliche Männer aus, die zu seinen zuverlässigsten Vertrauten gehören. Es ist für ihn Ehrenpflicht, darüber zu wachen, daß keinem seiner Männer etwas zustößt. Es geht alles gut, bis er selbst mit zwei Begleitern auf dem Rückweg ist.

Plötzlich sind sie eingekreist. Angreifer hinten, Angreifer vorne, und links und rechts verschlossene Häuserfronten.

Pistolenschüsse peitschen einher, mit brüllenden Rufen nähert sich Rotfront.



Nr. 50

Der Führer spricht zu seiner SA in Nürnberg 1929



Nr. 51 General von Epp spricht bei der Gefallenenehrung vor dem Ehrenmal im Luitpoldhain, Nürnberg 1929

Der Sturmführer feuert, und sie brechen durch. Erst, als sie glauben, der Übermacht entronnen zu sein, erwischt es den Sturmführer, der als letzter geht. Ein Geschoß wirft ihn nieder. Die Gegner wollen sich auf ihn stürzen. Seine bellenden Schüsse treiben sie in die Flucht. Er wird ohnmächtig vom Blutverlust. Seine Kameraden bringen ihn weg.

Monatelang ringt er mit dem Tode. Jedoch eines Tages marschiert er wieder an der Spitze seines Sturms, und wieder, mit alter Kraft, erschallt der Ruf „Deutschland erwache!" — — —

Die SA hat kein Geld. Also muß sie Geld beschaffen und gleichzeitig Propaganda machen. Dazu braucht sie Sammelbüchsen und passende Sprüche.

Die Sammelbüchsen liefert die PO. Schöne, neue, rote Sammelbüchsen, die auch wirklich etwas fassen können, und mit einem anständigen Schlitz.

Nicht jeder kann sammeln. Es gehört irgend etwas dazu, ein besonderes Geschick, eine suggestive Wirkung, ein Erfassen der Seele des Volkes auf der Straße, der Frauen, die ihre Einkäufe machen, der Mädchen, die Arm in Arm bummeln, und der Männer, die von der Arbeit kommen oder zum Bier gehen.

Das Sammeln ist eine Besonderheit bestimmter Charaktere der SA. Es schärft sehr schnell den Blick für die Art der Vorübergehenden.

Habt Ihr einmal an einer Straßenecke gestanden und mit der Büchse geklappert? Habt Ihr beobachtet, wie die Menschen sich dazu einstellen? Schade, daß Ihr das nicht getan habt. Man lernt dabei sehr viel, wenn man ein gutes, aufmerksames Auge hat.

Ihr könnt genau erkennen, dort kommt der begüterte Bürger, dem die nationale Gesinnung aus den Knopflöchern quillt. Im Anfang glaubt Ihr,

er gibt mindestens fünfzig Pfennige. Bald seid Ihr enttäuscht und habt begriffen, daß es in seiner Klasse zwei Typen gibt.

Der eine macht — wie er glaubt, unmerklich — rechtzeitig eine halbe Schwenkung und kreuzt in schräger Richtung den Fahrdamm, obwohl das nicht ungefährlich ist.

Der andere geht mit straff zusammengefaßtem Gesicht und beherrschtem Ausdruck vorbei, als ob er Dich und Deine Sammelbüchse nicht gesehen habe.

Die Beamten gehören meist zu ersterem Typ. Gibt man nichts, so könnte man doch auf dem falschen Fuß Hurra geschrien haben, und das wäre hier, wo man bekannt ist, immerhin peinlich, denken sie. Gibt man was, so geht es vielleicht schief, weil ein Vorgesetzter es durch einen blöden Zufall bemerkt. Der kluge Mann baut vor, er setzt sich überhaupt keinem Risiko aus.

Die SA ist gerissen. Sie weiß, Geld muß her, um die Schulden des Sturms zu bezahlen, um notleidenden Kameraden zu helfen und um Gaben in die Gefängnisse schicken zu können. Sie sammelt nicht zum Vergnügen, nein, weiß Gott, nicht. Sie betrachtet das Sammeln als unerläßlichen Dienst und überwindet das Peinliche der Tätigkeit im Interesse der Bewegung.

Man kann sich zahlungsfähige, aber faule Kunden zuschieben, wenn man zu mehreren ist und sich dementsprechend an allen Ecken der Straße aufbaut.

Da gibt es dann kein Entrinnen. Die meisten der Unwilligen sind so wohlerzogen, daß sie die Unannehmlichkeiten der Straße scheuen. Daher lassen sie sich zwingen. Sie empfinden es als beschämend, wenn ihnen die Büchse vor der Nase geschüttelt wird, und geben, um den aufdringlichen SA-Mann loszuwerden, der ihre Schwächen sofort erkannt hat. Diejenigen, die ihrer Empörung über die Vergewaltigung Ausdruck verleihen müssen, gehen zum nächsten Schupo und beschweren sich. Was soll ein Beamter machen, der den Spott der Straße ganz genau kennt? Und was soll der

brave, satte Bürger machen, der schon während der Beschwerde von den Umstehenden allerlei an Pflaumen zu hören bekommt?

Auch das weiß die SA, die mit dem Volk der Straße verbunden ist. Sie bleibt unbekümmert und schüttelt ihre Büchse weiter.

Der junge, frische Mann nahe dem Warenhaus hat seine Spezialkundschaft. Es sind dies die jungen Mädchen, die aus den Kontoren oder von ihren Arbeitsstellen kommen, und diejenigen, die für Mutter Einkäufe machen. Die Jugend zieht die Jugend an. Ja, wenn man die überredende, fast schmeichlerische Stimme des SA-Mannes hört, glaubt man beinahe nicht, daß er ein gefürchteter Schläger ist, der im Straßenkampf und in der Saalschlacht seinen Mann steht. Seine Büchse ist sehr rasch halb gefüllt.

Der andere dort drüben? Der hat nun wieder seinen Trick. „Für die braune Mordpest!" brüllt er unentwegt und eisern. Und sein Gegenüber an der andern Straßenecke ruft schmetternd „Gebt für die bösen Nazibuben, gebt für die Erwerbslosen der SA!" Beide haben guten Erfolg.

Wißt Ihr, wer am besten gibt? Ich will es Euch sagen: Die Armen aus dem Volke, die an den Führer glauben wie an das Evangelium. Am schlechtesten geben die gutgekleideten Männer, die noch sparsamer sind als die gutgekleideten Frauen. Unter den eleganten Frauen wiederum sind gar manche, die reichlich und willig geben und dem SA-Mann sogar noch obendrein ein gutes, freundliches Wort schenken, als ob sie wüßten, wie schwer gerade dieser Dienst für manchen ist.

Da kommt ein Mütterchen, hält krampfhaft in greisenhaften Händen die dünne alte Geldbörse, wird verlegen und sagt schüchtern, sie müsse erst einkaufen gehen, ja, wenn was übrig bliebe, käme sie auf dem Nachhauseweg nochmals vorbei. Der SA-Mann lächelt ihr freundlich zu. Und tatsächlich,

nach einer knappen Stunde kommt die alte Frau, kramt zwei Pfennige aus der Börse und gibt sie. Und diese zwei Pfennige wiegen in der Sammelbüchse gleich Gold.

Oder Kinder, ob nun aus armen Arbeiterfamilien oder aus wohlhabenden Kreisen; sie finden es herrlich, in die wunderschöne rote Sammelbüchse mit dem Hakenkreuz etwas hineinzutun, und sie drängen, bis Vater oder Mutter oder Kindermädchen einen oder einige Pfennige oder gar einen Groschen loseisen.

Oder diejenigen, die immer einen Vorrat von alten dünnen Knöpfen in der Tasche mit sich führen und einen davon, vorsichtig zwischen drei Fingerspitzen verborgen, in den Schlitz stecken? Die SA kennt sie, spricht aber nicht über sie.

Des öfteren gibt es Schwierigkeiten. Die Polizei behauptet in plötzlicher Anwandlung von Tatkraft, man dürfe weder mit der Büchse klappern noch rufen. Wer diesen Standpunkt vertritt, beweist, daß er noch nie gesammelt hat. Manche Beamte sind geradezu irrsinnig bockbeinig in dieser Hinsicht. Wie soll man sammeln, ohne zu klappern und ein paar aufmunternde Worte zu sagen? Wer nichts hört und nicht aufmerksam gemacht wird, der gibt auch nichts. Es heißt, seine Abwehr stärken, wenn nicht auf dem Wege des lärmenden Geräusches über sein Gehör der natürliche Geiz unterdrückt und ausgeschaltet wird.

Bösartige Beamte wissen das und drohen mit Verhaftung, wenn es sich um SA-Männer handelt. Ihre politische Einstellung erkennt man sofort an dem Unterschied, den sie den Sammlern von Rotfront gegenüber machen.

Mit Rotfront gibt es gelegentlich Wettkämpfe.

Da steht ein SA-Mann vor dem großen Geschäftshaus. Bald stehen links und rechts von ihm Rotfrontler mit ihren Büchsen und brüllen ihren Spruch.



Nr. 52

SA-Quartier, Nürnberg 1929



Nr. 53

Parteitag Nürnberg 1929
SA aus dem Rheinland trifft wegen Uniformverbot in weißen Hemden ein

Etwas später sind sie wiederum eingerahmt von weiteren SA-Männern. Sie erhalten Verstärkung, die ihrerseits die SA links und rechts verlängert. So geht das weiter, bis eine regelrechte Kette entstanden ist, deren Glieder abwechselnd aus SA und Rotfront besteht. Kurz darauf wird es meist kritisch.

Die Gemüter erhitzen sich. In die Sammelbüchsen fällt so gut wie nichts mehr, weil das Publikum Gelegenheit hat, sich zu drücken.

Jede Partei telefoniert um Verstärkung. Kenner erblicken sofort die derben Gestalten von Rollkommando und Stoßtrupp, die der drängenden Menschenmenge vorerst nicht auffallen. Wortwechsel entstehen. Rotfront will einem SA-Mann die Sammelbüchse abnehmen. Der schlägt dem nächsten das Ding ins Gesicht. Ist die Sammelbüchse halbwegs gefüllt, so ist sie eine keineswegs harmlose Waffe.

Fängt der SA-Mann zu sammeln an, so hat er keine Furcht. Ist erst etwas in der Büchse drin, bekommt er es mit der Angst, weil ihn die Sorge erfüllt, das schöne Geld zu verlieren. An kritischen Stellen hat er etliche Mann in Zivil zum Schutz, gute Schläger, die etwas drauf haben. Sie wissen Bescheid, kennen ihre Pappenheimer und bemerken sofort, wenn jemand mit schlimmen Absichten in die Nähe kommt. Da gibt es erst einige aufklärende Worte, dann einen Schups und — wenn das noch nicht hilft — einen richtigen Kinnhaken, der unbedingt sitzen muß.

Kommt dann das Überfallkommando, so wird geflitzt, um das Geld zu retten. Man kennt die Gewohnheiten dieser Vertreter der Systemregierungen durch lange und vielfach sehr persönliche Erfahrungen. Man weiß, daß man mit den meisten der Revierbeamten noch verhandeln kann, da vielfach Nationalsozialisten dazwischen sind, auch wenn sie es nicht sagen oder allzu

öffentlich zeigen dürfen, man weiß, daß die marxistischen Regierungen in die Überfallkommandos gewöhnlich junge Nazifresser gesteckt haben, die grundsätzlich den Auftrag haben, gegen das Braunhemd rücksichtslos und brutal vorzugehen, gegen die Kommunisten, gegen diese ungezogenen Kinder der Sozialdemokraten, nachsichtig zu sein und sich dem Reichsbanner gegenüber freundlich und zuvorkommend zu benehmen.

Die Herren vom Reichsbanner kommen der SA beim Sammeln selten ins Gehege. Erstens haben sie genug Geld in ihren Kassen und zweitens haben sie beim Sammeln wenig Erfolg, so zahlreich auch ihre Anhänger sind. Sie sind verbürgerlicht und weich.

Das gesunde Volk aber will nichts Halbes. Es liebt die Extreme und den Schneid. Soll man dem jungen Rotfrontler, der sich mit seiner roten Binde oder im schwarzen Hemd irgendwo hinstellt, den Schneid absprechen? Ganz bestimmt nicht. Sein Schneid ist es, der es uns ermöglicht, ihn für den Führer zu gewinnen. Die Reichsbannerleute jagt der SA-Mann einfach fort. Und nur in den Teilen Deutschlands, wo das Reichsbanner aus irgendwelchen Gründen radikal ist, erfordert es Beachtung und andere Behandlung, erfordert es Vorsicht und scharfe Wachsamkeit.

Das Sammeln sei eine Stadt- und Landplage? Ja, zugegeben, das ist es.

Aber es ist auch eine starke, vielleicht die stärkste Propaganda. Es zwingt jeden, auch den sattesten Bürger, sich gedanklich mit der SA zu beschäftigen; ob in gutem oder bösem, ob freundlich oder ablehnend, ist dabei durchaus gleichgültig. Frechheit und Aufdringlichkeit, mag er denken. Hat er nichts gegeben, so bleibt eine Mischung von Stolz und Beschämung in ihm haften, hat er was gegeben, so schwillt ihm die Brust im Gedanken an seine Überwindung des inneren Schweinehundes, immer aber ist jeder irgendwie

gepackt und berührt oder beeindruckt. Und selbst wenn er am Biertisch oder zu Hause, im Büro oder an der Arbeitsstelle schimpft, so dient er in seiner abfälligen Kritik jener Propaganda, die von SA und Bewegung gewollt ist. Er dient diesem Zweck, ohne es zu wissen, und er zahlt das braune Hemd und die braune Hose, wenn auch vielfach mit Haß, bis er erkennt, daß sie siegen müssen. — — —

Die SA bei der Wahl

Die Klebe- und Malkolonnen haben ihre Arbeit hinter sich. Sie sind hundemüde nach allen diesen Nächten, deren Aufgaben sich bis zur letzten steigerten.

In den Kolonnen waren junge, flinke SA-Männer unter Leitung von erfahrenen, kaltblütigen Kameraden, die genau wissen, wie man angriffslustige Kommune, bösartiges Reichsbanner und gewalttätige Polizei zu behandeln hat, wie man der Gewalt die eigne Gewalt entgegensetzt oder den betreffenden Gegner an der Nase herumführt.

Was gab es da nicht alles an Möglichkeiten, die man mit Geschicklichkeit und Unverfrorenheit ausnützen konnte!

Da ist der Bahneinschnitt mit den steilen Mauern, die kaum Halt bieten. Man organisiert irgendwie eine Leiter oder ein paar Bretter oder Schwellen. Wer die Probe nicht gemacht hat, weiß gar nicht, was für nützliche Gegenstände neben dem Bahnkörper herumliegen. Ein schönes Hakenkreuz und ein dickes „Deutschland erwache" lesen nicht nur Tausende, nein Zehntausende; denn jeder Mensch im vorbeirasenden Zug wird vom aufreizenden Blickfänger magnetisch angezogen, zumal er meist Langeweile hat und zum Fenster hinaussieht.

Gauparteitag Bayreuth 1930. In Erwartung der SA

Ostmärkische SA während des Uniformverbots in Sorau 1931

Ob halbnackt in Flatow 1931 . . . . .

oder in Zivil in Schwenningen 1932 . . . . .
SA marschiert trotz Verbot

An derartigen Bahneinschnitten ist die Arbeit an sich leicht und, was die Polizei anbelangt, ziemlich ungefährlich. Ist man erst einmal im Einschnitt drinnen, so ist die Malerei eine Frage des Könnens, denn bemerkt wird man so leicht nicht.

Ist da ein hoher Bahndamm mit verhältnismäßig niedrigen Häusern oder Schuppen, dann findet sich für den gewandten SA-Mann schon eine Gelegenheit, aufs Dach zu kommen und auf dem blaugrauen Schiefer mit leuchtend roter Farbe nach Herzenslust zu klecksen. Ein bißchen ungeschickt steht die Malerei mitunter da, weil in der Dunkelheit der Überblick fehlt. Wirksam ist sie doch. Die SA-Männer können nicht alle Künstler sein, so vielseitig sie auch sind.

Natürlich, für übermütige SA-Männer — und welcher SA-Mann ist nicht übermütig? — gibt es besonders beliebte Stellen zum Pinseln. Die Mauern von Polizeipräsidien und Polizeirevieren, von Rathäusern und Gewerkschaftshäusern roter Bonzen, von Stempelstellen und Wohlfahrtsämtern üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den SA-Mann aus, ebenso auch die ganzen Prachtbauten der jüdischen und marxistischen Systempresse. Da ist gar nichts zu machen, mag die Gefahr noch so groß sein, da muß ganz einfach gepinselt werden, der SA-Mann wird von einer zwingenden Macht dahingetrieben, der gegenüber er völlig hilflos ist.

Schöner, glatter Asphalt, große Schaufenster von Warenhäusern oder von feinen Restaurants sind selbstredend ebenfalls dankbare Objekte für eine derbe, mit Pinsel bewaffnete Faust, wie auch glatte Mauern oder Bretterzäune.

Gewiß, meistens ist das Machwerk nicht hübsch, aber es ärgert Bürger, Bonzen und Gegner, und das soll es ja. Je größer der Ärger, desto tiefer ist der Eindruck.

Man kann zwischen Polizei und Kommune geraten. Das wird dann kritisch und unangenehm. Kommt nur die Polizei, so heißt es, Farbtopf und Pinsel irgendwohin stellen, auch auf die Gefahr hin, sie zu verlieren, und harmlose Straßengänger markieren. Wirksam ist auch vorgetäuschte Trunkenheit, wenn sie in mäßigen Grenzen gehalten wird. Wird sie übertrieben, so läuft man Gefahr, näher angesehen oder gar zur Wache geschleppt zu werden. Dann verraten einen unweigerlich die befleckten Hände, Leugnen hilft nichts mehr, und man ist überführt.

Stößt die SA auf Kommune, die zum gleichen Zweck unterwegs ist, so kommt es auf die Art der Gegend und die Zahl der politischen Feinde an. Ein guter Nachrichtendienst sichert im allgemeinen leidlich. Geschickte Radfahrer, die umsichtig und in genügender Zahl aufpassen, sind der beste Schutz, wenn sie nicht versagen oder den Kopf verlieren. Hat man Glück und erst einmal etwas geschafft, kann man eher etwas riskieren, als wenn noch nichts oder nur wenig getan worden ist. Immer steht die Propaganda in erster Linie, Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern in zweiter. Zunächst muß man Erfolg gehabt haben, dann erst, so zum Abschluß hin, ist eine kleine Bolzerei, gewissermaßen als Krönung der nächtlichen Arbeit, ganz erfrischend.

In den ganz gefährlichen Gegenden der Großstädte ist schärfste Aufmerksamkeit erforderlich. Da ist die von den staatlichen Organen sorgsam behütete Kommune schnell mit den Pusten bei der Hand. Sie kann es sich leisten, da die Polizei ihr gegenüber sämtliche Augen zudrückt und grundsätzlich nur so tut, als ob sie unparteiisch eingreife. Die Schlägereien und Schießereien zwischen feindlichen Malkolonnen sind mit das interessanteste Kapitel aus dem Kampf der SA um den Sieg der Bewegung. Es kommt vor, daß sich Malkolonnen nicht erkennen, daß sie zuerst glauben, sie gehörten

ins selbe Lager, und daher ganz plötzlich zusammenprallen. Und gar manchmal flog ein halbvoller Topf mit schöner Farbe dem Gegner ins Gesicht.

Auch die Klebekolonnen haben es nicht leicht. Oft haben sie es schwerer, weil größere Plakate und Leimtopf nicht so schnell zu verbergen sind wie Farbtopf und Pinsel. Außerdem sind sie gezwungen, sehr spät loszugehen, denn es hat keinen Zweck, frühzeitig zu kleben, weil dann die Roten Gelegenheit haben, auf unsere Plakate ihre eignen zu kleben.

Am besten ist deshalb die Zeit nach drei Uhr morgens. Die Plakate von allen politischen Gegnern, selbst von Zentrum und Reaktion, prangen dann schon überall, auch an den Geschäftsstellen und Litfaßsäulen, und das hat einen großen Vorteil: Auf Papier klebt sich viel leichter als auf Mauer und Glas. Vier oder sechs Leimstriche, je nach Größe des Plakats, schnell hingehauen, genügen durchaus, und schon ist nicht nur ein gegnerisches Plakat unschädlich gemacht, sondern auch ein eignes wirksam untergebracht. Wer es entfernen will, reißt das unten befindliche unweigerlich mit ab.

Und die kleinen Hakenkreuze und Zettel? Die hat man am hellen Tage in der Handfläche. Eine Bewegung zum Mund, um anzufeuchten, und schon prangt der Zettel auf dem Treppengeländer oder an der Laterne, am Mast der Straßenbahn, in der Elektrischen oder in der Eisenbahn, an der Auslage, im Kino oder im Theater.

Man muß in diesen Dingen erfinderisch sein, und das ist die SA. Auch die Kommune ist es. Sie hatte in den Anhängern, die heute längst bei uns sind, den Sinn für die Wirkung auf die Masse, den die andern Parteien niemals besaßen.

In der Reichshauptstadt hat sie uns einmal sehr geärgert, wenn auch unser Ärger dann durch unser Lachen erstickt wurde.

Von einem Eckhaus tropft es herunter auf den Bürgersteig. Richtige Wassertropfen fallen regelmäßig an unvermuteter und durchaus unvorschriftsmäßiger Stelle.

Der Berliner hat für diese Dinge stets Zeit, so hastig er sonst auch ist. Er bleibt stehen, andere schließen sich an. Man blickt nach oben. Da hängt unbegründeterweise ein alter Eimer unter einem Mauervorsprung an einer Stange, und aus ihm tropft es.

„Wer hat denn den Eimer da ruffjehängt, komische Sache, wat?"

„Und ne Stange is da ooch noch dran, Mensch!"

„Und an die Stange is am andern Ende ein Bündel Papier, varrückt!"

Aus den ersten Berlinern, deren Scharfblick geweckt wurde, werden zehn, zwanzig, fünfzig, hundert und mehr.

„Wat is denn da los?"

„Mensch, hast Du ne lange Leitung! Siehste denn det nich?"

Die wildesten Vermutungen werden laut, und derweil tropft es stetig weiter. Dann bewegt sich der Eimer nach oben.

„Paß uff, jleich fällt er runter."

Auch die Schupo ist längst vertreten. Auch sie blickt nach oben, ohne das Rätsel lösen zu können. Über dem Mauervorsprung im ersten Stock prangen Plakate: Wohnung zu vermieten. Die Beamten grübeln vergeblich.

Endlich kommt die Erklärung: Der Eimer, nun fast leer, bewegt sich schnell nach oben, das Bündel Papier am andern Ende der Stange, die in der Mitte beweglich festgemacht ist, senkt sich schnell, öffnet sich, und Hunderte von kommunistischen Flugblättern flattern hinein in die Menge und über die Straße. —

Ja, Mal- und Klebekolonnen haben ihre Pflicht getan, und diejenigen, die in der Samstagnacht unterwegs waren, brauchen erst später zum sonntäglichen Wahldienst zu erscheinen.

Der Sturmführer hat tagszuvor von der PO seine Listen erhalten, er weiß, welche Wahllokale er zu betreuen hat, er hat die ganze Sache entsprechend eingeteilt und hat mit der Frauenschaft die Art und Menge der Verpflegung besprochen, die am Wahltag erforderlich ist.

Die SA-Männer haben ihre Hemden waschen lassen oder selbst gewaschen, die braunen Hosen sind gereinigt und die Stiefel blank geputzt, gilt es doch am Wahltag auch äußerlich einen guten Eindruck zu machen.

Punkt acht Uhr stehen die Männer im Sturmlokal. Die Frauenschaft hat guten, heißen Kaffee gekocht, dazu gibt es anständig belegte Stullen, und die Männer, die zuerst drankommen, stärken sich vorher noch. Dann schieben sie los, die großen aufreizenden Plakate wirksamer Zeichnung und packender Farben in den Händen, um sie später umzuhängen.

Es gibt Wahllokale, die so gelegen sind, daß Angriffe nicht in Betracht kommen. Es gibt andere in roten Straßen, wo die zwei Mann, die da stehen, zwei andere ständig zum Schutz brauchen. Gewiß, an diesen Tagen muß die Polizei der Systemregierungen unparteiischer sein als sonst und auf Wahrung des Burgfriedens achten, aber es ist sicherer, man beugt selbst vor. Ohne die sorgsamen Maßnahmen der Sturmführer für die Sicherheit ihrer Männer hätte die Verlustliste der SA besonders in den Großstädten das Vielfache von dem erreicht, was sie heute aufweist. Die tiefe Verbundenheit von Männern, Unterführern und Sturmführer zeigte sich gerade im wechselseitigen Schutz. Wer in sicheren Vierteln wohnte, in denen er sich unbedroht bewegen konnte, opferte immer Nachtstunden, um die Kameraden in gefährdeten Straßen nach Hause zu bringen und um sie gegen den lauernden Terror von Kommune und Reichsbanner zu schützen.

Ein Parteigenosse hat einen Kraftwagen zur Verfügung gestellt, flammend

hängt eine Hakenkreuzfahne über dem Kühler, und an den Scheinwerfern flattern unsere Wimpel.

Der Sturmführer fährt los und besichtigt die Postenverteilung vor den Wahllokalen. Er freut sich, wie fest und sicher seine Männer stehen, wie sie hart und entschlossen auch das Gegeifer wilder Weiber ertragen, wie sie kühl den Blicken von Haß, Verachtung und Überheblichkeit standhalten, die auf sie fallen, sei es von seiten der Kommune, der Sozialdemokraten oder des Zentrums, der Demokraten oder der gutgekleideten Reaktion. Der revolutionäre Schwung der SA hebt sie himmelhoch heraus aus dem Gezänk und der engen Selbstsucht der Parteien, und ihre Plakate mit dem Hakenkreuz, eindrucksvoll und aufrührerisch, wirken hier, inmitten von feigen, törichten oder lügenhaften Schildern wie eine brennende, zum Herzen gehende Warnung, den Weg zu finden zum neuen Deutschland des Führers.

Ja, die Männer stehen dort, wie nur die SA steht. Der Kinnriemen strafft ihr Gesicht, hell und frei blicken ihre Augen, und die Überzeugung von der richtigen, politischen Linie, errungen und erkämpft in Hunger, Verfolgung und Elend, gibt ihnen einen ganz besonderen Ausdruck.

Im engen Sturmlokal sitzen die anderen Männer und vertreiben sich die Zeit. Sie lesen, spielen Skat oder Billard und unterhalten sich. Der eine Truppführer führt die Urlaubsliste und teilt so ein, daß die Männer rechtzeitig wählen gehen können und daß sie da, wo Gefahr droht, zu mehreren gehen.

Die Frauenschaft ist rührig bei der Hand. In der engen Küche der kleinen Kneipe stehen große Töpfe auf dem Gaskocher. Das Essen ist schon tagszuvor gekocht worden und wird heute nur aufgewärmt. Es ist ein richtiger Schlag Bohnensuppe mit Speck und Schweinebauch drinnen. Parteigenossen haben reichlich gegeben.

Der Sturmbannführer erscheint, und später auch der Standartenführer. Sie sind schon seit Stunden unterwegs und haben sich vergewissert, daß alles klappt. Sie nehmen die Meldung des Sturmführers entgegen und fahren weiter.

Die Ablösungen werden in Marsch gesetzt. Es ist vielleicht kalt, vielleicht warm, immer ist es anstrengend, zwei Stunden lang mit umgehängtem Plakat zu stehen und auf der Hut zu sein.

Manchmal stecken Parteigenossen und Sympathisierende den Männern vor den Wahllokalen etwas zu, Zigaretten, Schokolade oder Stullen. Und die Ortsgruppe hat sich angestrengt und einen Haufen Zigaretten spendiert. Das ist den Männern am liebsten. Man hat etwas für die Zeit des Wartens im Sturmlokal. Bräute und Frauen besuchen die Männer, um ihnen guten Tag zu sagen. Auch der Ortsgruppenleiter erscheint und begrüßt den Sturm, der seinem Gebiet und seiner Arbeit wirksamer und zuverlässiger Schutz ist.

Nachmittags, nach dem Essen, das des Platzmangels halber in Schichten eingenommen wird, gibt es nach einer Pause wieder Kaffee und ganze Berge von Kuchen. Alle Bäcker und Konditoren, die der Bewegung angehören, haben reichlich gegeben. Die SA ist immer hungrig. Junge Menschen, die die Woche hindurch, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr, darben, schlagen eine gute Klinge, wenn es drauf ankommt. Und heute ist mehr als genug da.

Schon gegen den Abschluß der Wahl hin, in der nahen Dämmerung, wird es mulmig. Kommune und Reichsbanner rotten sich zusammen, und die bekannten Radfahrerstreifen sind unterwegs. Die vorsichtigen Bürger haben längst gewählt und hocken nun zu Hause oder am Biertisch, um zu politisieren.

Zu allen Wahllokalen in gefährlichen Gegenden gehen Verstärkungen ab. Der Sturmführer macht nun, da die Wahl geschlossen wird, eine letzte Rundfahrt, um festzustellen, wo sich Ansammlungen verdächtiger Gestalten bilden und wie das gesamte Straßenbild aussieht. Die Fahne und die Wimpel sind vom Wagen entfernt, sonst würden dort, in den knallroten Straßen, unweigerlich sofort die ersten Schüsse fallen.

Richtig, vor den roten Verkehrslokalen stehen bereits Menschenmengen, kaum, daß es finster geworden ist. Mißtrauisch wird der Wagen gemustert, der langsam durch die Straßen gleitet und völlig verdunkelt ist. Die Motorräder, die am Rinnstein halten, besagen genug. Die Kommune hat was vor, das ist sicher.

Die Polizei hat sich zurückgezogen. Die wenigen Beamten, die an wichtigen Straßenkreuzungen stehen, können das rote Gebiet überhaupt nicht übersehen und wissen nicht, was da drinnen vor sich geht. Sie überlassen diese Stadtteile sich selbst, ganz selten geht einmal eine Streife hindurch, mehr, um der Form zu genügen, als um wirksam in Erscheinung zu treten.

Der Fernsprecher klingelt im Sturmlokal. Meldung vom Trupp eines Nachbarsturms läuft ein: Kommune unterwegs, am kleinen Park die ersten Schüsse. Erbitten Verstärkung.

Der Sturmführer setzt sich mit dreißig Mann in Marsch. Im Laufschritt rücken sie ab, die Schulterriemen, die einzige Waffe des SA-Mannes gegen Pistolen und Dolche, Totschläger und Stahlruten, fest in der Hand.

Unterwegs schon kommt weitere Meldung entgegen: Die Kommune hat sich zurückgezogen, bei uns keine Verluste, eine unbeteiligte Frau erhielt einen Beinschuß, das Überfallkommando hat die Straße geräumt.

Der Sturmführer schickt eine starke Streife in das Lokal des Trupps und kehrt mit den übrigen Männern zurück.

SA am 8. April 1933 im Sportpalast



Rast vor dem Vorbeimarsch

Kapelle in Ruhestellung

Fraglos liegt irgend etwas in der Luft. Dafür gibt es ein ganz bestimmtes Gefühl im SA-Mann, das selten täuscht. Offenbar hatte die Kommune einen Handstreich auf das Lokal des detachierten Trupps vom Nachbarsturm vor. Die zurückkehrende Streife bestätigt die Vermutung und fügt hinzu, daß mehrere Motorradfahrer der Gegner unterwegs sind, die anscheinend auskundschaften oder auch eine direkte Aktion gegen das Lokal des eignen Sturmes planen, da der Überfall auf das andere Lokal nicht gelang.

Der Doppelposten vor dem Lokal wird durch eine Streife verstärkt, die zwischen den unweiten Straßenecken hin- und herpendelt. Sicher ist sicher, denkt der Sturmführer.

Nach einer Weile sieht er sich die Lage draußen nochmals an und findet es richtiger, gerade gegenüber, unter den Bäumen der kleinen Anlage, ein paar handfeste SA-Männer aufzustellen, die besser beobachten und rechtzeitig melden können.

Aber nachher geht alles doch viel zu schnell.

Ein Motorrad mit Beiwagen flitzt um die Ecke, kommt herangejagt, verlangsamt seine Fahrt nahe dem Sturmlokal, zwei Pistolenläufe richten sich auf die Scheiben von Tür und Auslage, erst schräg nach vorne, dann direkt hinein und hierauf schräg nach hinten, und es ballert schnell hintereinander, bis die beiden Magazine leer sind, sowohl aus dem Beiwagen heraus, wie vom Soziussitz herunter.

Klirrend zersplittern die Scheiben, Scherben spritzen umher, drinnen kippen zerplatzende Biergläser von den Tischen, Geschosse bohren sich in die Wände, ein Teil der Männer nimmt Deckung, ein Teil drängt zur Tür hinaus. Draußen hat der eine Mann der Streife auf die Insassen des Fahrzeuges geschossen, das in rasender Fahrt schon wieder um die nächste Ecke verschwindet, anscheinend, ohne daß die Schüsse trafen, bevor Sturmführer und Männer auf der Straße erscheinen.

Es ist der ganz normale Überfall der Kommune, nur diesmal mit besonderer Frechheit durchgeführt und insofern ohne Erfolg, als seltsamerweise niemand verletzt wurde.

Die Männer, die nun draußen sind, sehen nichts mehr, es ging alles überstürzt, und die Kommune war wohl selbst reichlich aufgeregt; denn fast alle Schüsse sitzen viel zu hoch.

Die paar Pistolen, die vorhanden sind, werden schnell einer der anwesenden Frauen in die Handtasche gesteckt, und richtig, kaum hat sie das Lokal verlassen, erscheint das Überfallkommando mit ganz großem Aufgebot.

Gewiß, es wird telefoniert, um nach dem Motorrad zu fahnden und Anhaltspunkte zu gewinnen, die zur Ermittlung der Täter führen können, jedoch zu diesen Bemühungen lächeln die Männer bloß. Den Beamten erscheint es, und es ist auch bestimmt wichtiger, den Vorfall dazu auszunutzen, alle Männer und das ganze Lokal nach Waffen zu durchsuchen. Trotz aller Gründlichkeit und obwohl sie alles auf den Kopf stellen, finden sie wieder einmal nichts, aber auch gar nichts, was sie als Waffe bezeichnen könnten.

Sie gehen auch wieder, ohne besondere Maßnahmen ergriffen zu haben, nachdem sie die Namen der Posten und der Männer der Streife notierten. Vielleicht hängt ihnen die ganze dumme Sache selbst zum Halse heraus, weil man mit dem Vorfall, vom polizeilichen Standpunkt aus gesehen, so gut wie nichts anfangen kann. Auch der Reviervorsteher, der etwas später erscheint, ist sehr unzufrieden. Es ist immer unangenehm, im Revier ein derartiges, gewaltsames Vorkommnis zu haben, man hat lange Berichte zu schreiben und allerhand Ärger, letzten Endes nur der bösen SA halber, die das gar nicht wert ist.

Die Männer hängen nun Decken vor die zerschossenen Scheiben, der Wirt

macht ein sorgenvolles Gesicht, man schickt Streifen, um Feststellungen über den Verbleib der Kommune zu machen und Erhebungen auf eigne Faust anzustellen; denn eine Gegenaktion ist unerläßlich, aber nun kommen bereits die ersten Wahlergebnisse aus dem Lautsprecher, und sie werden eifrig notiert.

Es gibt Männer, die mit leidenschaftlicher Inbrunst große, vorbereitete Listen führen und jede Meldung gewissenhaft aufschreiben, die sich ereifern, wenn Lärm im Lokal das Verstehen einer Ziffer erschwert und darüber geradezu in Wut geraten können, und es gibt Männer, die sich überhaupt nicht darum kümmern, die ruhig ihren Skat weiterspielen und behaupten, erstens würde ja doch das Gesamtergebnis ein paar Stunden später bekanntgegeben, und zweitens sei die Stimmenverteilung vollkommen gleichgültig, der Führer werde die Sache schon zur richtigen Zeit in die Hand nehmen, zu ihm hätten sie dieses Vertrauen, und was blöde Hammel auf Wahlzettel schrieben, interessiere sie ganz und gar nicht.

Im großen und ganzen folgt man den Ansagen des Lautsprechers aber doch und begrüßt günstige Wahlergebnisse in schwierigen Bezirken mit begeisterten Zurufen, ja mit Stürmen von Jubel und Freude. Zwischendurch werden Stullen verzehrt, daneben wird ein Glas Bier getrunken; denn nun, nach Abschluß der Wahl, ist das Alkoholverbot gefallen. Bis zu den ersten Gesamtmeldungen bleibt man meist beisammen, dann ist der Wahltag vorüber, und die Männer gehen müde nach Hause.

Eine Wahl besonderer Art war die vom November 1932, als ein Rückschlag eintrat.

Eine wüste Hetze der Gegner war vorausgegangen. Die leichte Krise innerhalb der Bewegung, ausgelöst durch die bürgerliche Neigung zu Halbheiten und Kompromissen auf gewissen Seiten, wurde zur Behauptung aufgebauscht, die nationalsozialistische Bewegung sei im Zerfall begriffen.

Mit Wollust stürzten sich alle Organe der gesamten Presse Deutschlands, von der kommunistischen bis zur reaktionären, auf das, was vor sich ging. Der Wunsch war der Vater des Gedankens, als sie sich in dicken Leitartikeln darin überboten, die Bewegung als gespalten und zersplittert hinzustellen. Was zusammengelogen werden konnte, wurde getan. Nichts war gemein und dumm genug, um nicht gedruckt zu werden. Es schien das allgemeine Bestreben, sich gegenseitig in dieser Richtung rekordähnlich zu übertrumpfen.

Bis zu uns von der SA drang das alles überhaupt nicht. Auch bei uns hatte eine natürliche, gesunde und notwendige Reinigung stattgefunden, die lediglich ein organischer Vorgang war, der von Zeit zu Zeit unausbleiblich, ja, geradezu notwendig ist.

Auch wir säuberten. Was nicht zuverlässig und einwandfrei war, stieß sich von selbst ab oder wurde abgestoßen. Wir waren nicht gewillt, faule und zweifelhafte Elemente unter uns zu dulden und uns mit ihnen weiterhin zu belasten. Jeder gute SA-Mann wußte, daß uns mit diesen Kreisen nicht gedient war.

War doch die Zeit der meisten Blutopfer vorausgegangen, boten doch alle Gegner die letzten Reserven auf, um uns zu schwächen oder zu vernichten, sei es auf dem Wege der offenen Gewalttat auf der Straße, sei es durch agitatorische Überredung, sei es durch schlimmes Gift einer feilen Presse, die nichts anderes zum Ziel zu haben schien, als die Freiheitsbewegung der verhaßten und gefürchteten Nazis aufs bitterste zu befehden.

Abgefallen sind von uns damals Spitzel und Provokateure der marxistischen Parteien und jene Überläufer der Reaktion, die für uns niemals ein Gewinn sein konnten, weil uns weltanschaulich unüberwindbare Schranken trennen, und die nur mit der Absicht zu uns gekommen waren, ihre Suppe an unserm Feuer zu kochen.

Nr. 62 Der Führer in Frankfurt (Oder) 1931

Nr. 63 von Jagow im Kreise von SA-Kameraden (Verbotszeit 1931)



Nr. 64 Württembergische und badische SA in Zivil begrüßt den Führer 1932

Gerade diese Wahl vom November 1932 zeigte die SA in ihrer unbedingten und besten revolutionären Zuverlässigkeit und in ihrer schlichten Größe.

Noch fester wurde der Kinnriemen gebunden, noch entschlossener und härter wurden die Gesichter, noch rücksichtsloser und kompromißloser die Taten, noch tiefer und bedingungsloser das Vertrauen zum Führer. Ja, es wurde begrüßt, auch von den einfachsten SA-Männern begrüßt, daß Menschen von uns gingen, die in unserm Lager nichts verloren, sondern sich dahin gewissermaßen nur verirrt hatten.

In einem Sturmlokal der Reichshauptstadt, mitten in einem der völlig roten Kietze, in einem Sturmlokal, das ein halbes dutzendmal von der Kommune überfallen worden war, dessen Scheiben oft genug unter peitschenden Schüssen zersprungen waren, vor dessen Tür Tote gelegen hatten und das lange Zeit polizeilich geschlossen gehalten worden war, in diesem Sturmlokal lag im November zur Wahl ein Trupp SA, einem der ältesten Berliner Stürme angehörig.

Der Tag war normal verlaufen, man hatte immerhin scharf aufpassen müssen, weil mehrfach dicht neben Wahllokalen Zusammenrottungen vorgekommen waren, man hatte des öfteren Streifen zum Schutz bedrohter Posten schicken müssen, da die Polizei sich besonders wenig sorgsam benahm, und es herrschte auf den Straßen eine überreizte Atmosphäre. Männer, die zum Wählen gingen, waren bereits auf dem Wege dahin angerempelt oder überfallen worden, denn der Gegner der Straße glaubte, dem Triumph, den ihm seine lügnerische Presse vorgetäuscht hatte, entsprechende Taten folgen lassen zu müssen. Hämische Gesichter verbargen auch vor den Wahllokalen ihre Freude nicht, und bürgerliche Kreise der Reaktion, die seit einiger Zeit der SA mit Achtung begegnet waren, glaubten nun wieder ihre alte Über-

heblichkeit zur Schau tragen zu können, glaubten nach außen hin zeigen zu müssen, daß irgendeine Bindung oder Gemeinschaft nicht bestehe und daß sie allein die nationale Front verkörperten.

Im Sturmlokal war es wie sonst.

Von Gereiztheit, von Nachgiebigkeit oder von Mangel an Vertrauen war nicht die Rede. Es wurde Skat gespielt wie sonst, es wurde gegessen und getrunken wie sonst, man zog auf seinen Posten im dünnen braunen Hemd und fror wie sonst, kurzum, es bestand äußerlich überhaupt kein Unterschied gegen früher.

Und doch war ein Unterschied da, den Außenstehende nicht bemerken konnten. Es herrschte eine größere Feierlichkeit und eine gefestigtere Ruhe wie sonst, weil jeder gute SA-Mann begriff, daß hier, an diesem Tage, etwas ganz Besonderes vor sich ging, daß hier, mit dieser Wahl, eine Auslese vor sich gehen werde, die eine Stärkung der Front zur Folge haben mußte.

Es wurde damals, in diesem Sturmlokal, eine Liste aufgelegt, in die eine ganze Reihe von Männern der SA das eintrug, was sie als Wahlergebnis schätzten.

Die Schätzungen waren durchschnittlich richtig. Jeder SA-Mann wußte, daß wir Stimmen verlieren würden, und jeder Mann wünschte, ja, drängte auf eine Bereinigung aus primitivem, gesundem Empfinden heraus, ohne von den tatsächlichen Vorgängen mehr zu wissen, als in unsrer Presse stand, und ohne von dem Lügenfeldzug der Gegner sonderlich Kenntnis zu haben.

So war damals, im Sturmlokal im roten Kietz, die Stimmung der SA-Männer des Trupps nach Bekanntwerden des Endergebnisses der Wahl eine vorzügliche. Es gab kaum jemanden, der auch nur das Gesicht verzog oder das Resultat als Schwächung empfand.

Die weitere Entwicklung hat dieser Auffassung der SA recht gegeben.

Wertvolle Menschen aus andern Lagern, die aus ausgeprägter Empfindsamkeit nicht zu uns kommen wollten, solange die Bewegung im raschen Aufstieg begriffen war, um nicht als Konjunkturritter betrachtet zu werden, fanden nun die innere Freiheit, zu uns zu stoßen, da es den Anschein haben konnte, als trete ein Rückschlag ein.

Daher bildete das rückläufige Ergebnis der Novemberwahl des Jahres 1932 eine feste und unerschütterliche Grundlage erhöhter und in der Geschlossenheit vermehrter Stärke in der Bewegung und auch in der SA.

Und es sei einmal glatt herausgesagt: Unter den Männern, die dann, um die Wende des Jahres 1932 zur SA kamen, befanden sich viele hochwertige Menschen, die heute von unbedingter Zuverlässigkeit sind, die den Geist der echten SA im tiefsten Herzen erfaßten und die dem Führer mit die Stützen sind, die er neben den alten Männern braucht. — — —

Ein Sturm fährt aufs Land

Das Trommelfeuer der Bewegung prasselt ununterbrochen über Deutschland. Der Führer ist unterwegs, die gesamte PO ist in fieberhafter Tätigkeit und die SA macht Dienst.

Bei der Massenversammlung ist sie Saalschutz, bei der Protestkundgebung steht sie stundenlang in sommerlicher Hitze, sie marschiert auf Propagandamärschen auf hartem Pflaster der Großstadt, sie ist vor Tau und Tag draußen mit Tausenden von Flugblättern in dunklen Straßen und Gassen, sie liegt in Alarmbereitschaft vor kommunistischen Aktionen oder wenn das Reichsbanner unter ungeheurem polizeilichem Aufgebot marschiert und die Straßen unsicher macht, sie wird als letztes Mittel Deutschlands gegen den bewaffneten Aufruhr ausgebildet und — in der Reichshauptstadt und andern Großstädten — bringt sie fast jeden Sonnabend einen Kameraden zu Grabe, der dem roten Terror zum Opfer fiel. Die Arbeitslosigkeit hat zugenommen, in planmäßigem Feldzug des gesamten Systems gegen die SA werden die wenigen Männer, die noch Arbeit haben, verfolgt, schikaniert oder entlassen, die Not in den Stürmen nimmt zu, kaum haben noch zwanzig Prozent ihre kümmerliche und meist schlecht bezahlte Beschäftigung, die Sturmführer fragen sich vergeblich, wie sie die Schulden für Kleidung und

Ausrüstung bezahlen sollen und wie sie zur Linderung des Elends beitragen können. Die Männer magern ab, haben hohle Augen, es fehlt ihnen an Schlaf, an Nahrung und an Erholung, sie sind völlig ausgepumpt, und nur der Wille zum Sieg und der tiefe Glauben an die Bewegung und den Führer halten sie aufrecht.

Der Sturm liegt in einem der rötesten Gebiete, immer muß jeder einzelne auf dem Posten sein, jeder Schritt aus dem Hause ist mit Lebensgefahr verbunden, und selbst im Hause, auf der dürftigen Treppe vom zweiten Hof, sind die kommunistischen Nachbarn bereit zu Gewalttaten.

Es sind nun sommerlich warme Herbsttage, strahlend prangt der Himmel über einem zerrütteten Deutschland, als wolle er die Mächte der Finsternis unterdrücken, die es beherrschen, und der Sturmführer beschließt, seine Männer einmal herauszureißen aus der Spannung und dem ununterbrochenen Kampf der Großstadt.

Er weiß, es gibt, nicht allzu weit entfernt, ein paar wohlhabende Dörfer mit stark nationalsozialistischem Einschlag, er hat seine Beziehungen dorthin, es ist ihm bekannt, daß die Partei dort einen rührigen Vertreter hat, dem der Besuch eines Sturms zu Propagandazwecken nur erwünscht sein kann, und er sagt sich, daß es dem Sturm gut tun wird, einmal in eine andere Umgebung zu kommen.

Es klappt auch alles ganz gut, auf den Brief hin folgt eine Einladung von den Bauern, gewiß, sie haben erst noch ein bißchen gezögert, teils, weil es sich um etwas Neues handelt, teils aus angeborener Schwerfälligkeit, aber sie sind dann doch sehr damit einverstanden.

Es gelingt auch, von Parteigenossen verhältnismäßig billig die erforderlichen Lastwagen zugesagt zu bekommen, und tatsächlich, am Sonnabend nachmittag um zwei Uhr stehen ein Überlandfahrer mit Anhänger und ein

gewöhnlicher Lastwagen vor dem Sturmlokal. Sie sind eine volle Stunde zu spät gekommen, jedoch wenn man nicht voll bezahlen kann, darf man auch zeitlich keine Ansprüche stellen.

Es wird mit der Abfahrt noch später, denn die Polizei wittert, vermutlich nur, um ihre eigne Bedeutung zu zeigen, einen ganz gefährlichen Transport von Schwerbewaffneten, die nichts anderes im Schilde führen können, als sofort und auf der Stelle die Republik zu stürzen. Es werden Ferngespräche mit den allerhöchsten Beamten geführt, aber es gibt dann doch keinen Paragraphen, der so dehnbar wäre, daß man damit die Spazierfahrt von harmlosen Zivilisten untersagen könne. Die Männer sind nämlich oben in Räuberzivil und nur unten braun gekleidet, sie gleichen, wie sie endlich, eng zusammengepferchtˌ auf den Wagen stehen, viel mehr der Kommune als tüchtigen SA-Männern, sie haben zum Teil die wildesten Kleidungsstücke und die verwegensten Kopfbedeckungen auf, und ihr Gepäck besteht zum geringsten Teil aus Tornistern, zum größeren aus Pappkartons, Handkoffern oder Rucksäcken.

Trotzdem, die ganze Maskerade genügt noch nicht, ein mißtrauischer Untertan des Reiches könnte doch noch Anstoß nehmen oder sich gekränkt fühlen, und so ergeht der Befehl, die Planen herunterzulassen und so festzumachen, daß man von draußen nicht sehen kann, was in den Wagen steckt. Sicher ist sicher.

Aufeinandergepackt wie die Heringe hocken die SA-Männer unter den Planen. Kaum dringt Luft herein. Die Wagen duften nach allen möglichen Dingen, die sie beförderten, und die animalische Wärme würde für einen normalen Menschen unerträglich sein.

Die SA ist nicht verwöhnt, sie stellt auch keine Ansprüche an Bequemlichkeit, sie beginnt, soweit es in der Dunkelheit geht, sich einzurichten, und sie

weiß, auch dieser Schmerz geht bald vorüber. Hätten die Männer sich selbst und ihr Gepäck ruhig verstauen können, wäre es jetzt bequemer, aber schon das Einsteigen mußte in aller Eile erfolgen, um kein Ärgernis zu erregen.

Ratternd und holpernd bewegen sich die Wagen, die keineswegs die neuesten sind, über das schlechte Pflaster der langgedehnten Vorstädte, schütteln Männer und Gepäck durcheinander, lassen ein paar, die nervös sind, fluchen und die meisten unter Führung einiger Spaßmacher lachen. In den Wagen drinnen hat man keine Ahnung, wo man sich befindet, man fährt durch unbekannte Viertel der Stadt, aber dann merkt man doch, daß man sich der Peripherie genähert hat.

Draußen im Freien werden die Planen hochgezogen, die Männer atmen auf, und jeder will einen Platz am Außenrand haben, um von dem Ausblick profitieren zu können. Niemand kennt diese Gegend hier, erstens kommt man überhaupt selten aus der Stadt heraus und zweitens niemals in diese Richtung, die der der gewöhnlichen Ausmärsche entgegengesetzt liegt.

Fein ist es hier draußen, was?

Die Bauern arbeiten auf den Feldern, fröhliche, dralle Mädchen erwidern die winkenden Grüße, die Gespanne schreiten bedächtig über die Äcker, und nichts deutet auf Kommune und Reichsbanner, auf demokratische oder jüdische Hetzblätter und gestrenge Polente. Alles sieht friedlich und sehr warm und heimatlich aus unter den nun schrägen Strahlen der Sonne.

Die Männer rauchen ihre Zigarette oder ihre Pfeife, sie teilen mit den Kameraden, die nichts haben, oder lassen sie ziehen, und etliche kauen mit vollen Backen an den dicken Stullen, die die Frauenschaft mitgegeben hat. Kampflieder ertönen durch die klare Luft und lassen die ländliche Bevölkerung aufhorchen.

„Kommen wir durch Ortschaften, dürfen wir uns weder zeigen noch singen", hatte der Sturmführer angesagt, „also rechtzeitig Köpfe herunter und Schnauze halten."

Er hat recht, denn schon der erste Dorfpolizist mustert recht kritisch die zivile Oberhälfte der verdächtigen Gestalten, die es nicht lassen können, sich über dem Rand der Außenwände zu zeigen. Man sieht, er schreibt sich vorsichtshalber die Nummern der Wagen in sein Notizbuch.

Die Fahrt geht weiter, durch offenes Land und Ortschaften und dann durch den wundervollen Wald vor dem Städtchen, das passiert werden muß und das durch eine schwere Schlägerei mit Hunderten von Roten in den Jahren zuvor eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Was steht dort, hinter der Kurve, auf der guten Landstraße, mit Karabiner umgehängt? Natürlich Polizei mit Fahrrädern. Also ist die Fahrt schon weit hinaus in das Land signalisiert worden.

Der Sturmführer palavert mit den Beamten, die eigentlich gar nicht so aussehen, als ob sie Nazifresser wären, und die die Wagen samt Ladung kritisch mustern.

„Befehl ist Befehl", sagt der eine, und „Schnaps ist Schnaps" ergänzt der blonde Truppführer grinsend.

„Alles aussteigen", befiehlt der Sturmführer, der nun doch ärgerlich wird ob der verlorenen Zeit. Zu dieser Stunde wollte er bereits in den Dörfern sein.

Es hilft nichts. Sämtliche Männer und das gesamte Gepäck werden auf Waffen hin untersucht. Das dauert, obwohl die Beamten es nicht sehr gründlich nehmen, nahezu eine Stunde. Endlich erfolgt die Weiterfahrt mit der strikten Weisung, das Tempo der Polizei zu Rade einzuhalten.

Vorne und hinten Polizei, wird der Sturm in das Städtchen hinein eskortiert.

Richtig, um das Amt herum stehen schon die verdächtigsten Gestalten von Reichsbanner und Kommune und begrüßen die SA in der ihnen gewohnten Form. Langsam wühlen sich die Lastwagen durch die zögernd zurückweichende Menge.

Dann halten sie.

„Ich lasse meine Männer hier nicht beschimpfen, verstanden?" sagt der Sturmführer wütend zu den Beamten, „wenn Sie nicht Ruhe schaffen, räume ich die Straße mit meinen Männern."

Er übergibt die Aufsicht dem ältesten Truppführer und geht in das Amt.

Zuerst sieht alles sehr häßlich aus, im Vorzimmer sitzt ein richtig roter Oberwachtmeister, und der Empfang ist alles weniger als freundlich. Endlich erreicht der Sturmführer den allgewaltigen Major.

Siehe da, es stellt sich heraus, daß der keineswegs feindlich gesonnen ist.

„Die Meldung, Sie kämen hier durch, wurde uns von der Kommune gegeben, es hieß, Sie seien schwer bewaffnet. Sagen Sie mir, wer Sie sind..."

„Ein Sportverein, Herr Major."

„Gut, also ein Sportverein. Und dann sagen Sie mir noch, wohin Sie wollen und was sie wollen, ich muß anhand der nun einmal erfolgten Anzeige eine entsprechende Aktennotiz aufnehmen. Dann ist die Sache erledigt."

Die SA bibbert in den Wagen. Das wäre eine feine Gelegenheit, den roten Banditen einmal zu zeigen, was großstädtische SA ist. „Ruhe", mahnt der Truppführer vom Dienst wieder und wieder. Etliche Heißsporne wollen heraus und sich schlagen.

Es ist gut, daß endlich der Sturmführer zurückkommt.

„Weiterfahren!"

Die Wagen wenden schwerfällig in den engen, krummen Gassen, Kommune und Reichsbanner schimpfen, und der Sturm kann es sich nun nicht verkneifen, schmetternd klingt ein Kampflied durch die Straßen und lockt alles an die Fenster und in die Türen. Dann bleiben Menge und Städtchen schnell zurück.

Schöner, hochstehender Laubwald nimmt die Wagen erneut auf. Nochmals erscheint Polizei, diesmal auf Motorrädern, um sich zu vergewissern, daß der Sturm nicht doch noch wo anders hinfährt als angegeben. Eines der Motorräder kommt beim Wenden in den Sandweg und kippt. Der Sturm brüllt vor Vergnügen, während die Fahrt weitergeht.

An dem großartigen alten Kloster, an stillem, weitem See gelegen, zieht sich die gute Straße hin, und dicht dahinter warten wieder Gestalten auf der Landstraße. Es sind die Quartiermacher, die zu Rade vorausgefahren sind und nun zu melden haben, nicht nur, wie der Sturm untergebracht wird, sondern auch, welche Bauern in den nächsten Dörfchen und Höfen Kartoffeln und andere Lebensmittel bereitgestellt haben.

Es ist über alledem so spät geworden, daß die Sonne sinkt. Die Herbsttage sind nicht mehr lang, und ihre kühle Abendluft streicht über die Wagen. Bei halber Dämmerung halten sie vor einem großen Hof.

„Der Bauer hat fünf Sack Kartoffeln und einen Sack Erbsen bereitgestellt", meldet der Verpflegungswart.

Die griffgewohnten Fäuste der Männer wuchten sie hinauf auf die Wagen.

So geht es weiter. Hier gibt es Kartoffeln oder Hülsenfrüchte, dort dicke Laibe Bauernbrot oder Körbe mit Obst. Alles wird dankend und mit freundlichen Scherzworten angenommen, hat doch die SA-Küche in dieser Zeit der Anspannung einen bedenklichen Mangel an Lebensmitteln.

Nach mehrfachem Halten ist kaum noch Platz in den Wagen für die Männer, so reichlich ist das, was gegeben wird.

Seen dehnen sich unter dem letzten Sonnenschein, dunkel streichen Enten über das Schilf, und der melancholische Hauch des Herbstes liegt in der Luft über der Landschaft. An Stelle der Kampflieder stimmen die Männer alte Soldatensänge oder Volkslieder an.

Bei völliger Dunkelheit erreichen sie ihre Quartiere und werden eingeteilt. In einem Dorf schläft der eine Trupp geschlossen in der großen Scheune im Stroh, im nahen Nachbardorf kampieren die beiden andern Züge mit dem Sturmführer.

Aber vorher wird doch noch schnell das braune Hemd angezogen, die Männer begeben sich zu den Bauern, die für einen oder zwei, für drei oder vier die Verpflegung übernommen haben, und futtern gewaltig von dem, was vorgesetzt wird. Es wird noch etwas geklöhnt, man sieht, die Gastgeber wollen früh ins Bett, man bedankt sich und geht noch auf einen Sprung in die empfohlene Dorfkneipe, die ruhig und fast ohne Gäste liegt.

„Schade, daß es heute so spät geworden ist."

Ein paar Mann versuchen, einen Skat zu dreschen, aber sie alle sind von der reinen Luft und dem ungewohnt kräftigen Essen so ermüdet, daß die rechte Lust fehlt. Es ist da nur noch eine Hemmung in den Männern, ohne Dienst und ohne eine besondere Aufgabe schlafen zu gehen, sie meinen, irgend etwas müßte doch noch kommen, sie können noch nicht fassen, daß heute, hier draußen, auf dem Lande, andere Gesetze gelten als in dem angespannten Getriebe der Großstadt, und sie finden erst den Dreh, als die Truppführer sagen, „jetzt aber marsch, ins Bett."

Im Schein der Taschenlaternen zieht man sich aus und kuschelt sich ins dickste Stroh ein. Etliche mit losem Mund können es nicht lassen, Witze zu

machen und sich etwas zu erzählen, bis ein energischer Befehl zur Ruhe gegeben wird.

Früh am sonntäglichen, friedlichen Morgen sind die Männer wach. Es duldet sie nicht länger im Stroh, und nur ein paar Faulpelze müssen von den Scharführern unter die Pumpe getrieben werden. Dann geht es zu den Bauern zum Frühstück.

Tatsächlich, schon erscheinen die ersten Radfahrerstreifen der Roten, von Reichsbanner und Kommune.

„Macht nur, daß ihr schleunigst weiterkommt und von hier verschwindet", rufen die Männer, „sonst setzt es was!"

Die Gegner lächeln höhnisch, treten aber doch in die Pedale. Auch ein Wagen erscheint und fährt langsam durch die beiden Dörfer. In einem hält er vor der Wohnung des Lehrers. „Ist Sozialdemokrat", sagt einer der Bauern, „und der Mann im Wagen ist Gewerkschaftssekretär in der Stadt."

Wie ein Sturm der SA den Sonntag auf dem Lande verbringt? Nach der kurzen Morgenandacht von Sturm- und Truppführer? Laßt es euch sagen: wie die Kinder.

Diese Rabauken aus rotem Viertel, die gewohnt sind, ständig auf der Hut zu sein, die stets die Faust geballt haben, bereit zu Abwehr oder Angriff, die keineswegs eine gewählte Sprache haben, noch gepflegte Gewohnheiten, sie helfen in der Wirtschaft, wie und wo sie können, sie packen derb zu, wo es angebracht ist, und sie haben zarte, geschickte Hände, wenn es not tut.

Sie holen den Frauen Wasser vom Brunnen und tragen es in Haus und Stall, sie helfen beim Füttern des Viehs, hier sägt einer und dort spaltet einer Holz für die Küche, andere sind beim Kartoffelschälen und -kochen für Menschen und Schweine, ein Schmied verrichtet eine kleine Reparatur am Pflug, und ein Schlosser ist eifrig beim Feilen eines zweiten Schlüssels, dort